



Leseprobe

C. J. Sansom

Feindesland

Roman - Der Bestseller aus England

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 13. Januar 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

1952: 12 Jahre ist es her, dass England sich Nazi-Deutschland unterworfen hat. Während der Große Krieg zwischen Deutschland und Russland weitertobt, befinden sich die Engländer unter deutscher Besatzung. Presse, Radio, Fernsehen und die Gerichte werden kontrolliert, auf den Straßen patrouilliert die Militärpolizei, die britischen Juden sehen sich immer größeren Repressalien ausgesetzt. Churchill organisiert im Untergrund seine Widerstandsbewegung. Während sich die Gerüchte mehren, dass der Widerstand einen großen Gegenschlag plant, wird Sarah Fitzgerald, die Frau eines Spions, in die Welt der Widerständler hineingezogen. Die Zukunft Englands liegt plötzlich in den Händen des Widerstands ...



Autor

C. J. Sansom

C. J. Sansom, geboren 1952 in Edinburgh, zählt in England zu den erfolgreichsten historischen Romanciers. Sansom studierte an der University of Birmingham und arbeitete unter anderem als Rechtsanwalt für Benachteiligte, bevor er sich dem Schreiben zuwandte. Bekannt wurde er mit der international erfolgreichen »Shardlake«-Serie. »Winter in Madrid« wurde von Kritik und Publikum gleichermaßen als Meisterwerk klassischer Erzählkunst gefeiert. Sansom lebt in Sussex.

C.J. SANSOM

Feindesland

Roman

Aus dem Englischen von Christine Naegele

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Dominion*
bei Little, Brown

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967

Deutsche Erstausgabe 2/2020
Copyright © 2014 by C. J. Sansom
Copyright © 2020 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Printed in Germany
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer
Umschlaggestaltung: Das Illustrat
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43942-9

www.heyne.de

*Zum Gedenken an meine Eltern,
TREVOR SANSOM (1921–2000)*

und

*ANN SANSOM (1924–1990),
die 1939–1945 Not und Entbehrungen erduldeten
und ihren Teil zum Sieg gegen die Nazis beitrugen.*

Und an

*ROSALITA
R.I.P. 19.2.2012*

Der ganze Zorn und die Gewalt des Feindes werden sehr bald gegen uns gerichtet sein. Hitler weiß, dass er keine andere Wahl hat, als unseren Willen auf dieser Insel zu brechen, oder er wird den Krieg verlieren. Wenn wir ihm gegenüber standhaft bleiben, kann ganz Europa frei sein, und das Leben auf Erden wird weite, sonnige Höhen erreichen. Sollten wir aber versagen, dann wird die ganze Welt, einschließlich der Vereinigten Staaten und allem, was wir kennen und lieben, im Abgrund eines neuen dunklen Zeitalters versinken, noch bedrohlicher und womöglich noch länger andauernd infolge der Erkenntnisse einer pervertierten Naturwissenschaft.

Winston Churchill, 18. Juni 1940

Alle Begebenheiten, die am 9. Mai 1940
nach 17 Uhr stattfinden,
sind frei erfunden.

Prolog

*Im Sitzungszimmer des Kabinetts, 10 Downing Street,
London, 16.30 Uhr, 9. Mai 1940*

Churchill kam als Letzter. Er klopfte einmal laut an und trat ein. Durch die hohen Fenster fiel das letzte Licht des warmen Frühlingstages, an der Horse Guards Parade wurden die Schatten länger. Margesson, der konservative Chief Whip, saß mit Premierminister Chamberlain und Lord Halifax, dem Außenminister, am Ende des langen, sargförmigen Tisches, der den Raum beherrschte. Churchill trat näher, und Margesson, wie immer formell im schwarzen Cutaway, erhob sich.

»Winston.«

Churchill antwortete mit einem Nicken und sah ihn ernst an. Margesson, Chamberlains Zögling, hatte ihm das Leben schwer gemacht, als er sich in den Vorkriegsjahren gegen die Haltung der Partei im Zusammenhang mit Indien und Deutschland ausgesprochen hatte. Er wandte sich Chamberlain und Halifax zu, der rechten Hand des Premierministers in den Appeasement-Verhandlungen mit Deutschland. »Neville. Edward.« Die Männer sahen schlecht aus; keine Spur heute von Chamberlains üblichem Grinsen noch von der bissigen Arroganz, mit der er das Unterhaus in der gestrigen Debatte über den militärischen Sieg in Norwegen vor den Kopf gestoßen hatte. Neunzig Konservative hatten mit der Opposition gestimmt oder sich enthalten; als Chamberlain daraufhin den Sitzungssaal verließ, wurde ihm »Verschwinde!« hinterhergerufen. Die Augen des Premierministers waren gerötet vom Schlafmangel, vielleicht auch von Trä-

nen – obwohl man sich Neville Chamberlain weinend nur schwer vorstellen konnte.

Gestern Abend hatte es im fieberhaft aufgewühlten Unterhaus geheißt, seine Regierung würde es nicht überleben.

Halifax sah nicht viel besser aus. Zwar hielt sich der hochgewachsene, schlanke Außenminister so aufrecht wie immer, aber er war kreidebleich, seine fahle Haut spannte über dem langen, knochigen Gesicht. Es hieß, er sei nicht bereit, das Amt zu übernehmen, er habe nicht die Nerven dafür – was wörtlich zu nehmen war, denn Stress verursachte ihm quälende Bauchschmerzen.

Churchill wandte sich an Chamberlain, seine tiefe Stimme klang düster, sein Lispeln ausgeprägt. »Was gibt es Neues?«

»Weitere deutsche Streitkräfte, die sich an der belgischen Grenze sammeln. Es könnte jederzeit einen Angriff geben.«

Einen Augenblick war es still, das Ticken der Reiseuhr auf dem marmornen Kaminsims wirkte plötzlich laut.

»Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte Chamberlain.

Churchill setzte sich. Chamberlain fuhr zu sprechen fort, es klang leise und traurig. »Wir haben die gestrige Abstimmung im Unterhaus sehr ausführlich diskutiert. Es scheint, als ob es ernsthafte Schwierigkeiten geben könnte, falls ich Premierminister bleibe. Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es besser ist, wenn ich gehe. Meine Unterstützung in der Partei bröckelt weg. Sollte es zu einem Misstrauensvotum kommen, könnten die Enthaltungen von gestern zu Gegenstimmen gegen die Regierung werden. Und die Labour-Partei wäre offenbar nur unter einem neuen Premier zu einer Koalition bereit. Angesichts einer derartigen persönlichen Aversion ist es unmöglich für mich weiterzumachen.« Wieder sah Chamberlain Margesson an, fast schien es, als suche er Trost bei ihm, aber der Chief Whip nickte nur resigniert und sagte: »Wenn wir eine Koalition wollen, und die brauchen wir jetzt, dann ist Einigkeit oberstes Gebot.«

Churchill sah Chamberlain an und konnte nicht anders, als ihn zu bedauern. Der Mann hatte alles verloren. Zwei Jahre lang

hatte er versucht, Hitlers Wünschen entgegenzukommen. Er hatte geglaubt, der Führer habe in München seine letzten Gebietsansprüche gestellt, nur um ein paar Monate später mit ansehen zu müssen, wie er die Tschechoslowakei überfiel und kurz darauf Polen. Auf den Fall Polens waren sieben Monate militärischen Stillhaltens gefolgt, der sogenannte Sitzkrieg. Vorigen Monat hatte Chamberlain im Unterhaus verkündet, Hitler habe für eine Frühjahrskampagne »den Bus verpasst«, worauf dieser prompt in Norwegen einmarschiert war und die britischen Streitkräfte zurückgedrängt hatte. Als Nächstes würde Frankreich folgen. Chamberlain blickte von Churchill zu Halifax, dann sprach er mit ausdrucksloser Stimme weiter. »Es liegt jetzt an Ihnen beiden. Falls gewünscht, wäre ich bereit, unter jedem von Ihnen zu dienen.«

Churchill nickte und lehnte sich im Sessel zurück. Er sah Halifax an, der seinen Blick mit kaltem, forschendem Starren erwiderte. Churchill wusste, dass Halifax fast alle Trumpfkarten in der Hand hielt und der überwiegende Teil der Konservativen ihn als nächsten Premierminister wollte. Er war Vizekönig von Indien gewesen, jahrelang einer der höchsten Minister, ein kühler, zuverlässiger olympischer Aristokrat, vertrauenswürdig und hochgeachtet. Und die meisten Tories hatten Churchill seine Vergangenheit als Liberaler noch nicht verziehen, ebenso wenig wie die Opposition in seiner eigenen Partei die Sache mit Deutschland. Sie hielten ihn für einen Abenteurer, unzuverlässig, nicht urteilsfähig. Chamberlain wollte Halifax, genau wie Margesson und die Mehrheit des Kabinetts. Und, das war Churchill ebenfalls klar, genau wie auch Halifax' Freund, der König. Aber Halifax hatte kein Feuer unterm Hintern, nicht den kleinsten Funken. Churchill hasste Hitler. Halifax hingegen behandelte den Nazi-Führer mit einer Art patrizierhaften Verachtung. Er hatte einst gesagt, die einzigen Menschen, denen der Führer das Leben schwer mache, seien doch nur ein paar Gewerkschaftler und die Juden.

Churchill andererseits bekam, seit im letzten September der Krieg erklärt worden war, Rückenwind aus der Bevölkerung. Als sich seine Warnungen über Hitler als richtig erwiesen hatten, war Chamberlain gezwungen gewesen, ihn ins Kabinett zurückzuholen. Aber wie sollte er diese Karte ausspielen? Churchill ließ sich tiefer in den Sessel sinken. *Nichts sagen*, dachte er, *erst mal sehen, wo Halifax steht, ob er den Job überhaupt will und wie sehr.*

»Winston«, fing Chamberlain an, es klang fragend. »Sie waren gestern in der Debatte ziemlich ruppig gegenüber Labour. Und Sie sind immer deren stärkster Gegner gewesen. Wäre das nicht vielleicht ein Hindernis für Sie?«

Churchill erwiderte nichts, sondern stand abrupt auf, ging hinüber zum Fenster und blickte hinaus in den hellen Frühlingsnachmittag. *Nicht antworten*, dachte er. *Erst mal Halifax aushorchen.*

Die Reiseuhr schlug fünf, mit hohem, melodischem Ton. Sie verstummte, jetzt meldete sich Big Ben und schlug dröhnend die Stunde. Als der letzte Ton verklungen war, sprach Halifax schließlich.

»Ich glaube«, sagte er, »dass ich besser geeignet wäre, mit den Abgeordneten von Labour fertigzuwerden.«

Churchill wandte sich um und sah ihn mit düsterem Gesichtsausdruck an. »Die Verhandlungen, die Ihnen bevorstehen, Edward, dürften grauenvoll schwierig werden.« Halifax sah müde und furchtbar unglücklich aus, trotzdem wirkte sein Gesicht entschlossen. Er hatte doch noch so etwas wie einen eisernen Willen in sich entdeckt.

»Und das, Winston, ist genau der Grund, warum ich Sie an meiner Seite haben möchte, in einem neuen, kleineren Kriegskabinett. Sie wären Verteidigungsminister, mit unumschränkter Verantwortung für die Kriegsführung.«

Churchill dachte über das Angebot nach, sein schwerer Unterkiefer bewegte sich mahlend von einer Seite zur anderen. Wenn

er die Kriegsführung unter sich hatte, könnte er Halifax vielleicht dominieren und selbst als Premier handeln, bis auf den Titel. Es hing alles davon ab, wen Halifax sonst noch ins Boot holen würde. Er fragte: »Und die anderen? Wen würden Sie noch ernennen?«

»Von den Konservativen gäbe es also Sie und mich und Sam Hoare; ich glaube, damit wäre das Gleichgewicht in der Partei am besten repräsentiert. Attlee für Labour und Lloyd George, um die Interessen der Liberalen zu vertreten und auch als national anerkannte Persönlichkeit, schließlich ist er derjenige, der uns 1918 zum Sieg geführt hat.« Halifax wandte sich an Chamberlain. »Ich glaube, Sie, Neville, wären als Führer der Commons von größtem Nutzen.«

Das war eine schlechte Nachricht, die schlechteste von allen. Lloyd George hatte, trotz seines Zurückruderns in letzter Zeit, Hitler in den Dreißigerjahren vergöttert und ihn Deutschlands George Washington genannt. Und dazu Sam Hoare, der Erzbeschwichtiger, Churchills alter Feind. Attlee war ein Kämpfer, trotz seines mangelnden Selbstvertrauens, aber zusammen wären sie die Minderheit.

»Lloyd George ist siebenundsiebzig«, sagte Churchill. »Kann man ihm diese Bürde noch zumuten?«

»Ich glaube schon. Und er wäre gut für die Moral.« Halifax klang jetzt schon wesentlich entschlossener. »Winston«, sagte er, »ich würde Sie unter diesen Umständen wirklich gern an meiner Seite haben.«

Churchill zögerte. Dieses neue Kriegskabinett würde ihn einengen. Er wusste, dass Halifax das Amt des Premierministers nur widerwillig und aus Pflichtgefühl angenommen hatte. Er würde sein Bestes geben, aber er würde sich nicht mit ganzem Herzen in den Kampf werfen, der ihnen bevorstand. Wie so viele hatte auch er im Großen Krieg gekämpft, und ihm graute vor erneutem Blutvergießen.

Einen Moment dachte Churchill an Rücktritt aus dem Kabi-

nett, aber wem wäre damit gedient? Und Margesson hatte recht, Einigkeit im Volke war jetzt oberstes Gebot. Er würde tun, was er konnte, solange er konnte. Heute früh hatte er gedacht, seine Stunde sei endlich gekommen, aber es hatte schließlich doch nicht sein sollen. Noch nicht. »Ich werde unter Ihnen dienen«, entgegnete er schweren Herzens.

1

November 1952

Fast alle Fahrgäste in der U-Bahn nach Victoria waren an diesem Sonntag wie David und seine Familie auf dem Weg zur Feier des Heldengedenktags. Es war ein kalter Morgen, und alle Männer und Frauen trugen schwarze Wintermäntel. Schals und Handtaschen waren ebenfalls schwarz oder dunkelbraun, die einzigen Farbtupfer bildeten die knallroten Mohnblüten, die alle im Knopfloch trugen. David geleitete Sarah und ihre Mutter in einen Waggon mit zwei leeren Holzbänken, auf denen sie einander gegenüber Platz nahmen.

Die U-Bahn verließ ratternd die Haltestelle Kenton, und David blickte um sich. Die Menschen wirkten traurig und ernst, wie es an diesem Tag angemessen war. Er bemerkte verhältnismäßig wenige ältere Männer – die meisten der Veteranen aus dem Großen Krieg, zu denen auch Sarahs Vater gehörte, waren bereits in der Stadtmitte Londons und bereiteten sich auf den Marsch vor, der am Cenotaph, dem Kriegerdenkmal, vorbeiführte. David selbst war ein Veteran des zweiten Krieges, des kurzen Konflikts 1939–40, der im Volksmund auch die *Kampagne von Dünkirchen* oder der *Judenkrieg* hieß, je nach politischer Sichtweise. Aber Leute wie David, der in Norwegen gedient hatte, sowie die anderen Überlebenden dieser besiegten, gedemütigten Armee – auf deren Rückzug sehr schnell die britische Kapitulation gefolgt war –, wurden bei den Zeremonien zum Heldengedenktag nicht besonders gewürdigt. Ebenso wenig wie die britischen Soldaten, die in den endlosen Kämpfen in Indien und inzwischen auch in

Afrika, welche trotz des Friedensvertrags von 1940 immer wieder ausbrachen, den Tod fanden. Der Heldengedenktag war jetzt von politischer Bedeutung: zur Erinnerung an das Gemetzel zwischen Großbritannien und Deutschland, als sie 1914–18 gegeneinander kämpften, und als Mahnung, dass so etwas nie wieder passieren dürfe. Großbritannien und Deutschland mussten Verbündete bleiben.

»Es hat sich zugezogen«, sagte Sarahs Mutter. »Hoffentlich regnet es nicht.«

»Das wird es nicht, Betty«, beruhigte David sie. »Laut Vorhersage soll es nur bewölkt bleiben.«

Betty nickte. Sie war eine rundliche kleine Frau in den Sechzigern, deren ganzes Leben der Fürsorge um Sarahs Vater galt, dem 1916 an der Somme das halbe Gesicht weggeschossen worden war.

»Es ist sehr unangenehm für Jim, im Regen zu marschieren«, sagte sie. »Das Wasser läuft hinter seine Prothese, und die kann er dann natürlich nicht abnehmen.«

Sarah nahm die Hand ihrer Mutter. Ihr eckiges Gesicht mit dem starken, runden Kinn – dem Kinn ihres Vaters – wirkte würdevoll. Ihr langes blondes Haar, wellig an den Enden, wurde von einem einfachen schwarzen Hut umrahmt. Betty lächelte sie an. Die Bahn hielt an der nächsten Station, und weitere Fahrgäste stiegen ein. Sarah wandte sich an David. »Heute sind mehr Menschen unterwegs als sonst.«

»Die Leute wollen einen Blick auf die Königin werfen, denke ich.«

»Hoffentlich finden wir Steve und Irene«, sagte Betty, schon wieder voll Sorge.

»Ich habe mit ihnen ausgemacht, dass sie in Victoria am Fahrkartenschalter auf uns warten«, sagte Sarah. »Sie werden bestimmt dort sein, keine Angst.«

David sah zum Fenster hinaus. Er freute sich nicht besonders darauf, den kompletten Nachmittag mit der Schwester seiner

Frau und seinem Schwager zu verbringen. Irene war durchaus eine gute Seele. Zwar hatte sie nichts als dummes Zeug im Kopf und hörte nicht auf zu reden, aber seinen Schwager, mit dessen Mischung aus öligem Charme, Arroganz und Schwarzhemden-Politik – ihn hasste David. Wie immer würde es ihn große Mühe kosten, den Mund zu halten.

Der Zug kam ruckartig zum Stehen, knapp vor der Einfahrt in einen Tunnel. Irgendwo zischte es, als er bremste.

»Ausgerechnet heute«, sagte jemand. »Diese Verspätungen passieren immer öfter. Es ist eine Schande.« Entlang der Bahnlinie sah David Londoner Reihenhäuser, Rücken an Rücken, rußgeschwärzte Ziegelbauten. Aus den Schornsteinen stieg grauer Rauch auf, in den Hinterhöfen hing Wäsche. Die Straßen waren menschenleer. Etwas unterhalb von ihnen befand sich ein Lebensmittelgeschäft mit einem großen Schild im Schaufenster: *Wir akzeptieren Lebensmittelmarken.* Mit einem plötzlichen Ruck fuhr der Zug in den Tunnel ein, nur um einen Augenblick später erneut rumpelnd stehen zu bleiben. David sah sein Spiegelbild im verdunkelten Fenster, der Kopf wie eingerahmt von dem schweren dunklen Mantel mit dem weiten Revers. Die Melone verbarg sein kurzes dunkles Haar, von dem nur ein paar widerpenstige Locken zu sehen waren. Sein faltenloses, ebenmäßiges Gesicht ließ ihn jünger als fünfunddreißig erscheinen, es war ohne jedes besondere Merkmal. Plötzlich kam ihm eine Erinnerung aus seiner Kindheit, die ständige Redensart seiner Mutter, wenn weibliche Besucher anwesend waren: »Ist er nicht ein hübscher Junge? Ist er nicht zum Anbeißen?« Sie pflegte es in ihrem breiten Dubliner Akzent zu sagen, sodass er sich vor Verlegenheit krümmte und wand. Eine weitere ungebetene Erinnerung kam ihm. Er war siebzehn gewesen und hatte im Wettkampf der Schulen den Pokal fürs Turmspringen gewonnen. Er erinnerte sich, wie er auf dem hohen Sprungturm stand, weit unter ihm ein Meer von Gesichtern, das Brett unter seinen Füßen leicht federnd. Zwei Schritte vor, dann der Sprung nach unten auf die

große, glatte Wasserfläche zu, ein Moment der Angst und schließlich der Rausch beim Eintauchen in die Stille.

Steve und Irene warteten in Victoria. Irene, Sarahs ältere Schwester, war ebenfalls groß und blond, hatte aber ein kleines Kinn mit einem Grübchen, wie ihre Mutter. Ihren schwarzen Mantel schmückte ein dichter brauner Pelzkragen. Steve sah auf leicht verwegene Art gut aus, mit dem schmalen schwarzen Schnurrbärtchen wirkte er wie eine schlechte Kopie von Errol Flynn. Er trug einen schwarzen Filzhut auf seinem reichlich mit Brillantine behandelten Haar, und David nahm den Duft nach Chemie wahr, als er dem Schwager die Hand schüttelte.

»Was macht der Staatsdienst, alter Mann?«, fragte Steve.

»Man überlebt.« David lächelte.

»Passt ihr noch immer gut aufs Empire auf?«

»So halbwegs. Wie geht's den Jungs?«

»Großartig. Werden mit jeder Woche größer und lauter. Nächstes Jahr bringen wir sie vielleicht mit, dann sind sie alt genug.« David bemerkte, wie ein Schatten über Sarahs Gesicht fiel, und er wusste, dass sie an ihren toten Sohn dachte.

»Wir sollten uns beeilen, in die Bahn nach Westminster zu kommen«, sagte Irene. »Seht nur die vielen Menschen hier.«

Sie mischten sich unter die Menge, die zu den Rolltreppen strebte. Das Gedränge wurde so dicht, dass man nur noch langsam vorwärtskam, und David musste einen Augenblick lang an seine Soldatenzeit denken, wie er sich mit dem Rest der erschöpften Truppen auf die Schiffe gedrängt hatte, mit denen man die britischen Soldaten 1940 aus Norwegen evakuiert hatte.

Sie kamen nach Whitehall. Davids Büro lag gleich hinter dem Cenotaph, wo Männer, wenn sie vorbeigingen, noch immer den Hut zogen, respektvoll und wie selbstverständlich. Doch mit jedem Jahr wurden es weniger – seit dem Ende des Großen Krieges waren vierunddreißig Jahre vergangen. Der Himmel war grauweiß, es war kalt. Den Menschen stand der Atem vor dem Ge-

sicht, während sie – ruhig und höflich – um einen Platz hinter den niedrigen Absperrungen gegenüber dem hohen, weißen Rechteck des Cenotaphs kämpften. Vor ihnen stand eine Reihe von Polizisten in schweren Wintermänteln. Manche waren ganz gewöhnliche Konstabler mit Helmen, aber viele gehörten zu einer Spezialeinheit, sie trugen flache Schirmmützen und schmal geschnittene blaue Uniformen. Als diese Einheit 1940 gegründet wurde, um den immer wieder ausbrechenden Unruhen Herr zu werden, meinte Davids Vater, sie erinnerten ihn an die Black and Tans, die brutalen Veteranen der Schützengräben, die Lloyd George rekrutiert hatte, um im irischen Unabhängigkeitskrieg die Polizei zu verstärken. Sie alle waren bewaffnet.

Das Zeremoniell war in den letzten Jahren verändert worden; jetzt zog kein Dienstpersonal mehr auf, das vor dem Cenotaph stand und den Menschen die Sicht nahm, außerdem hatte man hinter der Absperrung Holzbretter auf Blöcke gelegt, um den Zuschauern eine leicht erhöhte Position zu bieten. Premierminister Beaverbrook nannte es »eine Entmystifizierung der Sache«.

Die Familie fand einen guten Platz gegenüber der Downing Street und dem großen viktorianischen Gebäude, in dem sich die Dominionverwaltung befand, in der David arbeitete. Hinter den Barrieren hatten die militärischen und kirchlichen Führungspersonlichkeiten ihre Plätze eingenommen und bildeten ein Viereck um den Cenotaph. Die Soldaten in voller Paradeuniform, Erzbischof Headlam, das Oberhaupt jenes Teils der anglikanischen Kirche, der sich nicht wegen der Kompromisse mit dem Regime von ihr abgespalten hatte, in prachtvollen grün-goldenen Gewändern. Neben ihnen standen die Politiker und Botschafter, jeder mit einem Kranz. David ließ den Blick über sie schweifen; da war Premierminister Beaverbrook mit seinem runzligen kleinen Affengesicht, der breite Mund mit den fleischigen Lippen, traurig nach unten gezogen. Vierzig Jahre lang, seit er, in Geschäftsskandale verwickelt, aus Kanada nach England gekom-

men war, hatte Beaverbrook es verstanden, ein Zeitungsimperium aufzubauen und gleichzeitig in der Politik seine Anliegen zu vertreten, nämlich eine freie Marktwirtschaft, das Empire und ein Appeasement mit Öffentlichkeit und Politikern. Er genoss das Vertrauen von nur wenigen, war von niemandem gewählt worden, aber trotzdem 1945, nach dem Tod seines Vorgängers Lloyd George, von der Koalition zum Premierminister gemacht worden.

Lord Halifax, der Premierminister, der nach dem Fall Frankreichs resigniert hatte, stand neben Beaverbrook, den er um Haupteslänge überragte. Halifax war jetzt kahl, sein ausgebleichtes Gesicht ein bleicher Schatten unter seinem Hut, die tief liegenden Augen starrten mit leerem Blick über die Menge hinweg. Neben ihm standen Beaverbrooks Kollegen aus der Koalition: der Innenminister Oswald Mosley, groß und stocksteif, der Indienminister Enoch Powell, erst vierzig, aber wesentlich älter aussehend, mit schwarzem Schnurrbart, düster blickend. Viscount Swinton, der Sprecher der Dominions und Davids Minister, hochgewachsen und aristokratisch, ferner Außenminister Rab Butler mit Froschgesicht und Hängebacken, schließlich Ben Greene, in der Koalition als Vorsitzender der Labour Party und einer der wenigen Labourpolitiker, die in den Dreißigerjahren die Nazis bewundert hatten. Als die Labourpartei 1940 zerbrach, hatte Herbert Morrison die Minderheit angeführt, die für das Abkommen war und mit Halifax eine Koalition einging; er war ein Politiker von überwältigendem Ehrgeiz. Doch 1943 war er zurückgetreten; die Zugeständnisse, die Großbritannien Deutschland machte, gingen ihm zu weit, genau wie einigen weiteren Politikern, darunter auch dem Konservativen Sam Hoare. Sie alle hatten sich mit Peerswürde auf Lebenszeit ins Privatleben zurückgezogen.

Ebenfalls anwesend waren, ihrerseits in dunkle Mäntel gekleidet, Repräsentanten der Dominions; David kannte einige der Hochkommissare von seiner Tätigkeit her, wie etwa den untersetz-

ten, stirnrunzelnden Vorster aus Südafrika. Hinter ihnen kamen die Botschafter jener Länder, die im Großen Krieg mitgekämpft hatten: Rommel aus Deutschland, Mussolinis Schwiegersohn Ciano, die Botschafter von Frankreich und Japan, Joe Kennedy aus Amerika. Russland hingegen besaß keinen Repräsentanten; als Deutschlands Verbündeter befand Großbritannien sich offiziell noch immer im Krieg mit der Sowjetunion, obwohl es keine Streitkräfte für den großen Fleischwolf zur Verfügung stellte, den Deutsch-Sowjetischen Krieg, der entlang einer Front von 1200 Meilen nun schon seit elf Jahren tobte.

In einiger Entfernung stand eine Gruppe von Männern mit einer Kamera für Außenaufnahmen, ein riesiges, plumpes Ding mit dicken Kabeln und dem Namenszug der BBC an der Seite. Daneben sah man die massige Gestalt Richard Dimblebys, der in ein Mikrofon sprach. Leider war er zu weit entfernt, sodass David ihn nicht hören konnte.

Sarah fröstelte und rieb die behandschuhten Hände aneinander. »Himmel, ist das kalt. Der arme Dad wird es auch spüren, wie er dastehen und warten muss, dass der Marsch endlich anfängt.« Sie sah zum Cenotaph hinüber, dem schmucklosen, weißen Denkmal. »Mein Gott, wie ist das alles traurig.«

»Nun, wenigstens wissen wir, dass wir niemals wieder einen Krieg gegen Deutschland führen werden«, sagte Irene.

»Sieh mal, dort ist sie.« Betty klang leise und ehrfürchtig.

Die Königin war aus dem Innenministerium getreten. Begleitet von der Königinmutter und ihrer Großmutter, der alten Queen Mary, sowie von Stallmeistern, die Kränze trugen, nahm sie ihren Platz vor dem Erzbischof ein. Ihr hübsches junges Gesicht passte so gar nicht zu der schwarzen Kleidung. Es war einer ihrer wenigen öffentlichen Auftritte seit dem Tod ihres Vaters Anfang des Jahres. David fand, dass sie müde und ängstlich wirkte. Ihr Gesichtsausdruck erinnerte ihn an den verstorbenen König, als Georg VI. 1940 in einer offenen Kutsche neben Hitler Whitehall entlangefahren war, der erste Staatsbesuch des Führers nach

dem Friedensabkommen von Berlin. David, der sich damals noch von den Erfrierungen aus Norwegen erholte, hatte die Zeremonie auf dem neuen Fernsehgerät verfolgt, das sein Vater angeschafft hatte, eins der ersten in ihrer Straße, nachdem die BBC wieder zu senden begann. Hitler hatte gewirkt wie im siebten Himmel, strahlend und mit vor Freude gerötetem Gesicht. Endlich war sein Traum von einem Bündnis mit den arischen Briten wahr geworden. Er lächelte und winkte der schweigenden Menge zu, der König jedoch hatte ausdruckslos dagesessen und nur ab und zu die Hand gehoben, den Körper von Hitler abgewandt. »Es reicht«, hatte Davids Vater danach gesagt. Das war's, er werde jetzt zu seinem Bruder nach Neuseeland ziehen und dort leben, David solle auch mitkommen, wenn er wisse, was gut für ihn sei, und seinen Beamtenjob sausen lassen. Gott sei Dank, hatte er betont, dass Davids Mutter das nicht mehr erleben müsse.

Sarah blickte zur Königin hinüber. »Die Arme«, sagte sie.

David folgte ihrem Blick. »Sie sollte sich von denen nicht zur Marionette machen lassen.«

»Was bleibt ihr anderes übrig?«

David antwortete nicht.

Die Menschen blickten auf ihre Uhren, dann wurden sie still und nahmen Hüte und Mützen ab, während von Big Ben elf Schläge über Westminster dröhnten. Es folgte Kanonendonner, erschreckend laut in der Stille, zur Erinnerung an den Moment, als 1918 die Kanonen schwiegen. Alle beugten den Kopf während des zweiminütigen Schweigens zum Gedenken an den schrecklichen Preis, den der Sieg Großbritanniens im Großen Krieg gekostet hatte, oder vielleicht auch, wie für David, die Niederlage von 1940. Zwei Minuten später ertönte die Feldkanone der Horse Guards Parade abermals und beendete das Schweigen. Ein Trompeter blies den Zapfenstreich, es klang unendlich bewegend und traurig. Barhäuptig stand die Menge in der Winterkälte und hörte zu, nur ab und an unterbrochen von einem unterdrückten Hus-

ten. Jedes Mal, wenn David an dieser Zeremonie teilnahm, wunderte er sich, dass nie jemand zu schluchzen anfing oder sich beim Gedanken an die jüngste Vergangenheit schreiend zu Boden warf.

Die letzten Töne verklangen. Jetzt spielte die Kapelle der Brigade der Guards den Trauermarsch. Die junge Königin legte einen Kranz aus Mohnblüten, der viel zu groß für sie schien, am Cenotaph nieder und verharrte mit gebeugtem Kopf davor. Langsam ging sie zurück an ihren Platz, jetzt folgte die Königinmutter. »So jung und schon Witwe«, sagte Sarah.

»Stimmt.« David hatte einen schwachen Geruch nach Rauch wahrgenommen, und als er kurz in Richtung Whitehall blickte, bemerkte er einen leichten Dunstschleier. Heute Abend würde es neblig werden.

Die restlichen Mitglieder der königlichen Familie legten ihre Kränze nieder, es folgten die militärischen Führer, der Premierminister und die Politiker, die Repräsentanten des Empires. Am Sockel des schlichten weißen Denkmals befand sich inzwischen ein Teppich aus dunkelgrünen Blättern mit roten Mohnblüten. Nun trat Erwin Rommel vor, der deutsche Botschafter und einer der Sieger des Feldzugs 1940 gegen Frankreich. Schlank und militärisch, das Eiserne Kreuz auf der Brust, das sympathische Gesicht ernst und traurig. Der Kranz, den er trug, war riesig, noch größer als der der Königin. In seiner Mitte ein Hakenkreuz auf weißem Hintergrund. Er legte den Kranz nieder und stand eine Zeit lang mit gebeugtem Kopf, ehe er sich umwandte. Hinter ihm wartete Joseph Kennedy, der alte amerikanische Botschafter. Er war als Nächster an der Reihe.

Plötzlich hörte man hinter David jemanden schreien: »Schluss mit der Naziherrschaft! Demokratie jetzt! Es lebe der Widerstand!« Etwas flog über die Köpfe der Menge und landete vor Rommels Füßen. Sarah schnappte nach Luft. Irene und ein paar weitere Frauen schrien auf. Die Stufen des Cenotaphs und der Saum von Rommels Mantel zeigten rote Spritzer. Im ersten Au-

genblick dachte David, es sei Blut, doch dann bemerkte er den Farbtopf, der über das Pflaster rollte. Rommel zuckte nicht, er blieb stehen, wo er war. Der Botschafter Kennedy jedoch war erschrocken zurückgewichen. Polizisten griffen nach ihren Pistolen und Schlagstöcken. Eine Gruppe von Soldaten, die Gewehre im Anschlag, trat vor. David sah, wie die königliche Familie eilig in Sicherheit gebracht wurde.

»Nazis raus!«, rief jemand aus der Menge. »Wir wollen Churchill!« Jetzt schwangen sich die Polizisten über die Absperrung. Zwei Männer in der Menge hatten ebenfalls ihre Waffen hervorgeholt und blickten grimmig um sich: geheime Ermittler der Spezialeinheit. David zog Sarah an sich. Die Menge teilte sich, um die Polizisten durchzulassen, und jetzt sah er rechts von sich ein Handgemenge. Sein Blick fiel auf einen erhobenen Schlagstock, und jemand feuerte die Polizisten mit »Haltet die Mistkerle!« an.

»O Gott, was ist da bloß los?«, sagte Sarah.

»Ich weiß es nicht.« Irene hatte den Arm um Betty gelegt. Die alte Frau weinte, während David mit finsterner Miene auf das Durcheinander starrte. Alle redeten jetzt, ein leises Gemurmel lag über der Menge, und hin und wieder hörte man einen lauten Ruf. »Verdammte Kommunisten, schlagt ihnen die Schädel ein!« »Ganz richtig, schmeißt die Deutschen raus!«

Ein britischer General, ein schlanker Mann mit braun gebranntem Gesicht und grauem Schnurrbart, erklimmte die Stufen des Cenotaphs mit einem Megafon in der Hand. Vorsichtig stieg er über die Kränze hinweg und rief nach Ruhe und Ordnung.

»Haben sie sie festgenommen?«, fragte Sarah David. »Ich konnte es nicht sehen.«

»Ja. Ich glaube, es waren nur ganz wenige.«

»Verdammter Hochverrat«, sagte Steve. »Hoffentlich knüpfen sie die Strolche auf.«

Die Zeremonie nahm ihren Fortgang. Die restlichen Kränze wurden niedergelegt, dann folgte eine kurze Andacht unter Erzbischof Headlam. Er sprach ein Gebet, das Mikrofon ließ seine Stimme seltsam blechern klingen.

»O Herr, blicke hernieder auf uns, die wir uns heute an unsere tapferen Männer erinnern, die im Kampf für Großbritannien ihr Leben gelassen haben. Wir gedenken der vielen, die zwischen 1914 und 1918 gefallen sind, diesem großen, tragischen Konflikt, dessen Narben wir alle noch tragen, hier und in ganz Europa. Herr, gedenke der Schmerzen derer, die heute hier versammelt sind und geliebte Menschen verloren haben. Tröste sie, tröste sie.«

Nun erfolgte der Vorbeimarsch, Tausende von Soldaten, viele von ihnen ältere Veteranen, die stolz in Reih und Glied marschierten, während die Kapelle beliebte Melodien aus der Zeit des Großen Krieges spielte. Jede Abteilung legte ihren Kranz nieder. Wie immer hielt Davids Familie Ausschau nach Sarahs Vater, aber sie sahen ihn nicht. Die Stufen des Cenotaphs waren mit Rot bespritzt, wo Rommels Hakenkreuz aus den anderen Kränzen herausleuchtete. David fragte sich, wer die Demonstranten wohl gewesen sein mochten. Vielleicht eine der unabhängigen pazifistischen Gruppen, denn wenn sie vom Widerstand gewesen wären, hätten sie Rommel erschossen. Sicher hätten sie schon viele der Nazis erschossen, die in England stationiert waren, wenn ihre Angst vor den Vergeltungsmaßnahmen nicht gewesen wäre. Arme Teufel, wer immer sie waren; jetzt würden sie in den Zellen der Spezialeinheit verhört und gefoltert werden, vielleicht auch im Keller des Senatshauses, in dem sich die deutsche Botschaft befand. Da der Angriff Rommel geglückt hatte, waren die Demonstranten vielleicht den Deutschen übergeben worden. Er fühlte sich machtlos. Er hatte nicht einmal Steve widersprechen können. Aber er musste in Deckung bleiben, durfte keine Linie übertreten, musste den musterhaften Beamten spielen. Und erst recht aufgrund der Vergangenheit von Sarahs Familie. David empfand eine gewisse, wenn auch ungerechtfertigte Irritation gegenüber seiner Frau.

Seine Augen wanderten zurück zu den Veteranen. Ein alter Mann von etwa sechzig Jahren, das Gesicht ernst und herausfordernd, marschierte an ihm vorbei, die Brust stolz herausgereckt. Auf einer Seite seiner Jacke hing eine Reihe von Orden, doch auf der anderen war ein großer gelber Davidstern angeheftet. Juden hatten jetzt im Hintergrund zu bleiben und sollten keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, aber dieser alte Mann hatte sich jeder Vernunft widersetzt und nahm mit dem auffälligen Stern am Marsch teil, obwohl der Davidstern als kleiner Anstecker völlig genügt hätte, den alle Juden inzwischen tragen mussten, sehr britisch und diskret.

Aus der Menge rief jemand »Kike!«, das verächtliche Schimpfwort für Juden. Der alte Mann verzog keine Miene, aber David spürte, wie ihn die Wut packte. Er wusste, dass er nach dem Gesetz ebenfalls den gelben Anstecker tragen müsste und auch kein Beamter im Staatsdienst sein dürfte, eine Anstellung, die Juden verboten war. Aber Davids Vater, zwölftausend Meilen weit weg, war der einzige Mensch, der wusste, dass Davids Mutter eines dieser seltenen Exemplare gewesen war: eine irische Jüdin. Und auch ein halber Jude war jetzt in Großbritannien ein Jude; auf das Verheimlichen dieser Tatsache stand lebenslängliches Zuchthaus. In der Volkszählung von 1941, als die Bevölkerung zum ersten Mal auch die Religionszugehörigkeit angeben musste, hatte er sich als Katholik bezeichnet. Und das hatte er jedes Mal getan, wenn er seinen Personalausweis erneuern musste, genau wie in der Volkszählung von 1951, in der auch nach jüdischen Eltern und Großeltern gefragt wurde. Aber sooft David das alles verdrängte – manchmal wachte er nachts auf, und eine schreckliche Angst überfiel ihn.

Der Rest der Zeremonie nahm ohne Unterbrechung ihren Lauf, und anschließend trafen sie sich mit Jim, Sarahs Vater, um zusammen nach Kenton zurückzufahren. Hier besaßen David und Sarah eine Doppelhaushälfte im imitierten Tudorstil. Sarah wollte für alle kochen. Jim hatte von der Farbattacke nichts mit-

bekommen, bis die Familie es ihm erzählte, allerdings hatte er die roten Spritzer auf den Stufen des Cenotaphs wahrgenommen. Er sprach auf der Rückfahrt nicht weiter darüber, genau wie Sarah und David, doch Irene und besonders Steve waren schockiert und empört. Nachdem sie angekommen waren, schlug Steve vor, die Abendnachrichten zu sehen, um in Erfahrung zu bringen, wie man auf den Angriff reagierte.

David schaltete den Fernseher ein und stellte die Stühle davor. Es gefiel ihm nicht, dass in den meisten Häusern der Fernseher zum Mittelpunkt der Möblierung geworden war. Im Laufe der letzten zehn Jahre war der Besitz der Idiotenbox, wie manche das Gerät noch nannten, auf die Hälfte der Bevölkerung angewachsen. Der Fernseher markierte jetzt die Trennlinie zwischen Arm und Reich. Das Fernsehen war gekommen und beherrschte das Leben der Menschen. Es war noch etwas zu früh für die Nachrichten, gerade lief eine Kindersendung, eine dramatische Abenteuergeschichte mit weißen Helden und heimtückischen Eingeborenen. Sarah brachte Tee, und David ließ die Zigarettenschachtel herumgehen. Er blickte zu Jim hinüber. Obwohl sein Schwiegervater nach dem Großen Krieg Pazifist geworden war, nahm er doch immer an der Parade zum Heldengedenktag teil, und so sehr er den Krieg auch hasste, er ehrte seine alten Kameraden. David fragte sich, was er über die Farbattache dachte, aber Jim hatte ihm seine Gesichtsprothese zugekehrt. Es war eine ordentliche Prothese, sie saß gut und war fleischfarben, das aufgemalte Auge sogar mit künstlichen Wimpern versehen. Sarah hatte einst gestanden, dass sie sich als Kind vor der primitiven Maske, die er damals trug, gefürchtet hatte. Sie war aus dünnem Metall gewesen, und als der Vater Sarah auf den Schoß nahm, war sie in Tränen ausgebrochen. Irene musste sie an der Hand nehmen und beruhigen. Ihre Mutter hatte sie ein ungezogenes, egoistisches Kind genannt, aber Irene, die vier Jahre älter war, hatte den Arm um sie gelegt und gesagt: »Du darfst dir nichts draus machen. Es ist doch nicht Daddys Schuld.«

Die Abendnachrichten fingen an. Sie sahen, wie die junge Köni-

gin ihren Respekt zollte und hörten Dimblebys sonoren, würdevollen Kommentar. Doch den Zwischenfall mit Rommel zeigte die BBC nicht, auf die Kranzniederlegung der Dominion-Repräsentanten folgte ohne Unterbrechung Kennedys Auftritt. Es gab ein kurzes Flackern auf dem Bildschirm, welches man nicht bemerkt hätte, wenn man nicht darauf achtete, auch keine Unterbrechung des Kommentars – die Techniker der BBC mussten ihn hinterher neu aufgenommen haben.

»Nichts«, sagte Irene.

»Sie müssen beschlossen haben, nicht darüber zu berichten.« Sarah war aus der Küche gekommen, um es zu sehen, das Gesicht vom Kochen gerötet.

»Da fragt man sich, was sie uns sonst noch verschweigen«, sagte Jim leise.

Steve sah ihn an. Er trug einen seiner grellbunten Pullover, der sich unvorteilhaft über seinem Bauch spannte. »Sie wollen die Leute nicht beunruhigen«, sagte er. »Noch dazu, wenn so was am Heldengedenktag passiert.«

»Die Leute sollten es aber erfahren«, sagte Irene entschieden. »Sie sollten wissen, wozu diese abscheulichen Terroristen fähig sind. Und noch dazu vor der Königin. Das arme Ding! Kein Wunder, dass sie sich so selten in der Öffentlichkeit sehen lässt. Es ist eine Schande!«

David konnte sich nicht länger zurückhalten. »So was passiert, wenn die Menschen nicht gegen die Obrigkeit protestieren dürfen.«

Steve wandte sich ihm zu. Er war immer noch wütend und suchte Streit. »Vermutlich meinst du damit die Deutschen.«

David zuckte unverbindlich die Schultern, obwohl er Steve am liebsten sämtliche Zähne ausgeschlagen hätte. Sein Schwager fuhr fort. »Die Deutschen sind unsere Partner, und das ist ein ziemliches Glück für uns.«

»Glück für die, die mit ihnen handeln und Geld verdienen«, fuhr David ihn an.

»Was zum Teufel willst du damit sagen? Stichelst du über meine Geschäfte mit der englisch-deutschen Gemeinschaft?«

David sah ihn finster an. »Wem der Schuh passt ...«

»Du hättest wohl lieber die Leute vom Widerstand am Ruder, was? Churchill – wenn der alte Kriegstreiber überhaupt noch lebt – und diese Kommunisten, mit denen er unter einer Decke steckt. Soldaten ermorden, Menschen in die Luft jagen – wie das kleine Mädchen in Yorkshire, das letzte Woche auf eine ihrer Minen getreten ist.« Er wurde rot im Gesicht.

»Bitte«, sagte Sarah mit scharfer Stimme. »Fangt doch keinen Streit an.« Sie wechselte einen Blick mit Irene.

»Schon gut«, lenkte Steve ein. »Ich will den Tag nicht noch mehr versauen, als diese Schweine es schon getan haben. So viel zur Theorie, dass Staatsdiener neutral sein sollen«, fügte er spöttisch hinzu.

»Was war das, Steve?«, fragte David mit scharfer Stimme.

»Nichts.« Steve hob die Hände, die Handflächen nach oben gerichtet. »Pax.«

»Rommel«, sagte Jim traurig. »Der war im Großen Krieg auch Soldat, genau wie ich. Wenn nur der Heldengedenktag weniger militärisch aufgezogen würde. Dann fänden die Menschen es vielleicht auch nicht nötig zu protestieren. Übrigens gibt es Gerüchte, dass Hitler sehr krank sein soll«, fügte er hinzu. »Man hört ihn gar nicht mehr im Radio. Und jetzt, da in Amerika die Demokraten zurück sind, wird sich vielleicht doch einiges ändern.« Er lächelte seine Frau an. »Ich habe ja immer gesagt, sie kommen zurück, man muss nur lange genug warten.«

»Ich bin sicher, man würde es uns sagen, wenn Herr Hitler krank wäre«, sagte Steve herablassend. David sah Sarah an, sagte aber nichts.

Später, als der Rest der Familie in Steves neuem Morris Minor weggefahren war, stritten sich David und Sarah. »Warum musst du immer mit ihm streiten, vor allen anderen?«, fragte Sarah. Sie

wirkte erschöpft, sie hatte den ganzen Nachmittag über die Familie bedient, ihr Haar hing jetzt müde herab, ihre Stimme klang heiser. »Und besonders vor Daddy, ausgerechnet heute.« Sie zögerte, dann fuhr sie mit bitterer Stimme fort: »Du warst doch derjenige, der mir vor Jahren sagte, ich solle mich aus der Politik heraushalten, weil es sicherer sei, nichts zu sagen.«

»Ich weiß. Es tut mir leid. Aber Steve kann einfach seine verdammte Klappe nicht halten. Heute war es – einfach zu viel.«

»Was meinst du denn, wie Irene und ich uns bei diesen Streitereien fühlen?«

»Du magst ihn doch auch nicht lieber als ich.«

»Wir müssen es ertragen. Der Familie wegen.«

»Ja, und ihn besuchen und die Bilder auf seinem Kaminsims bewundern, von ihm und seinen Geschäftsfreunden mit Speer, seine Mosley-Bücher ansehen, und *Die Protokolle der Weisen von Zion* auf dem Bücherregal«, sagte David müde. »Ich weiß wirklich nicht, warum er nicht den Schwarzhemden beitrifft, und damit basta. Aber dann müsste er wohl mit Fitnesstraining starten und etwas von seiner Wampe loswerden.«

Er hatte nicht erwartet, dass Sarah so heftig reagierte. »Haben wir nicht genug durchgemacht?« Sie stürmte aus dem Zimmer. David hörte, wie sie in die Küche ging und die Tür zuknallte. Er stand auf und fing an, die schmutzigen Teller und das Besteck auf den Servierwagen zu stapeln. Er schob ihn in den Flur. Als er an der Treppe vorbeikam, wanderte sein Blick unwillkürlich nach oben, auf die zerrissene Tapete am oberen und unteren Ende der Treppe, wo das Kindergitter befestigt gewesen war. Seit Charlies Tod hatten er und Sarah davon gesprochen, neu zu tapetieren. Aber wie bei so vielen Dingen waren sie noch nicht dazu gekommen. Gleich würde er zu ihr gehen, sich entschuldigen und versuchen, die immer größer werdende Kluft zwischen ihnen beiden ein wenig zu verkleinern. Obwohl er wusste, er würde sie nie ganz schließen können. Nicht mit dem Geheimnis, das er mit sich herumtrug.

2

Angefangen hatte es vor zwei Jahren, mit den Wahlergebnissen von 1950, ein paar Monate nach Charlies Tod. Seit dem ungarischen Bankenkrach 1948, verursacht durch den Zusammenbruch der europäischen Wirtschaft infolge des endlosen Kriegs der Deutschen in Russland, waren die Meldungen aus Wirtschaft und Politik immer schlimmer geworden. In Nordengland und Schottland wurde gestreikt, Indien schien sich in einem Zustand der Dauerrevolte zu befinden, und aufgrund der nie aufgehobenen Sicherheitsverordnungen von 1939 wurden unzählige Menschen verhaftet. Menschen, die sich geduldig mit dem Friedensabkommen von 1940 abgefunden hatten, packte die Wut, und sie kamen allmählich zu dem Schluss, dass Großbritannien sich gegenüber Deutschland energischer behaupten müsse. Und dass es nach zehn Jahren Zeit für eine neue Regierung sei, Zeit, der United Democrat Party von Churchill und Attlee eine Chance zu geben. Trotz der ständigen Pro-Regierungs-Propaganda durch Presse und BBC war Beaverbrook unbeliebt, und es gab Gerüchte, die UDP habe einen großen Zulauf.

Als die Wahlergebnisse bekannt wurden, stellte sich allerdings heraus, dass die Partei den größten Teil ihrer hundert Sitze im Parlament verloren hatte und von der British Union, Mosleys faschistischer Partei, überholt worden war, die von dreißig Sitzen auf einhundertvier zugenommen hatte und Beaverbrooks Koalition aus Pro-Vertragskonservativen und Labour beitrug. Schließlich hatte Churchill eine Rede gehalten, in der er von einer »manipulierten Wahl« sprach, »um ein Gangsterparlament im Amt zu halten«, und danach mit seinen Anhängern das Unterhaus verlassen. So hieß es in den Korridoren von Whitehall, obwohl Presse und Fernsehen berichteten, sie seien empört aus dem Haus gestürmt. Kurz darauf hieß es, die United Democrats hetzten die Arbeiter zu Streiks auf, worauf die Partei für illegal erklärt

wurde. Also ging sie in den Untergrund, und an den Hauswänden erschien ein neuer Name, »Resistance«, nach der französischen Widerstandsbewegung.

Die neue Regierung schloss sich jetzt noch enger an Deutschland an. Nach dem Berliner Abkommen von 1940 hatte man deutsche jüdische Flüchtlinge zurückgeführt, aber trotz wachsendem Antisemitismus hatte es für die Juden Großbritanniens relativ wenig Einschränkungen gegeben. Jetzt plötzlich erklärte man die Juden zu unversöhnlichen Feinden des großen Verbündeten und wollte die Nürnberger Gesetze zumindest teilweise übernehmen. David wachte nachts schweißgebadet auf, wenn er daran dachte, was passieren würde, wenn sein Geheimnis ans Licht käme. Jedermann wusste, dass Deutschland sich seit Jahren darum bemühte, die britischen Juden, die zusammen mit den übrig gebliebenen französischen die letzten freien Juden Europas waren, nach Osten umzusiedeln. Vielleicht war es bald so weit. David war klar: Es war nun wichtiger denn je, dass niemand, ganz besonders Sarah, etwas über seine Mutter erfuhr.

In den folgenden Monaten hatte David jedoch angefangen, mit seiner Meinung zu gewissen Themen Sarah und vertrauten Freunden gegenüber nicht hinterm Berg zu halten – der anhaltende Konjunkturrückgang, die ständig wachsende Zahl der »Biff-boys« aus den Reihen von Mosleys Faschisten, die sich als Sondereinheit der Hilfspolizei um Unruhe und Streiks kümmern sollten, das Versprechen Churchills, Großbritannien durch »Sabotage und Widerstand« in Brand zu setzen. Natürlich wurde Churchill und seinen Anhängern Sendezeit in Radio und Fernsehen verweigert, doch man wusste von heimlich aufgenommenen Grammophonplatten, die versteckt weitergegeben wurden und auf denen er davon sprach, dass man sich der »finsternen Tyrannei, die sich über Europa gesenkt hatte«, nie ergeben dürfe. Nach der Wahl war David der Geduldsfaden gerissen; vielleicht auch schon vorher, als Charlie starb.

Am häufigsten hatte er mit Geoff Drax, seinem ältesten Freund,

gesprachen. Geoff war mit ihm in Oxford gewesen und hatte zur gleichen Zeit den Kolonialdienst angetreten, als David zur Dominionverwaltung ging. Geoff hatte sechs Jahre in Ostafrika gedient und war 1948 nach London gekommen, um in der Verwaltung zu arbeiten. Schon damals hatte er davon gesprochen, wie schockierend es für ihn war, mit ansehen zu müssen, wie Großbritannien zu einem trostlosen, gleichgeschalteten Satelliten Deutschlands wurde.

Die Jahre in Afrika hatten Geoff verändert. Sein schmales Gesicht unter dem vollen blonden Haar war faltig geworden, sein Mund wirkte verkniffen und unglücklich. Sein Humor war oft spöttisch gewesen, aber jetzt war er bitter und bissig, meist begleitet von einem kurzen bellenden Lachen. Er hatte von einem unglücklichen Liebesverhältnis mit einer verheirateten Frau in Kenia gesprochen und David erzählt, er sei immer noch nicht darüber hinweg. Er beneidete den Freund um sein geordnetes Familienleben mit Sarah und Charlie. Er war nicht glücklich mit seinem Schreibtischjob in der riesigen Kolonialverwaltung im Church House, und als sie sich zum Lunch trafen, merkte David, dass Geoff sich in seinem schwarzen Jackett und der Nadelstreifenhose gar nicht wohlfühlte. Man sah ihm an, dass er viel lieber Shorts und Tropenhelm getragen hätte.

Geoff wohnte in Pinner, nicht weit von Kenton, wo David sein Haus hatte, und oft trafen sie sich am Samstagmorgen, um schwimmen zu gehen oder Tennis zu spielen. Hinterher saßen sie dann im Tennisclub in einer Ecke der Bar und sprachen über Politik – ganz leise, denn im Club hätten sie wenig Sympathisanten gefunden.

An einem Samstag im Sommer 1950 hatte Geoff David von den Zuständen in Kenia erzählt. »Hundertfünfzigtausend Siedler haben sie jetzt dort«, sagte er leise und eindringlich. »Es ist ein einziges Chaos. Arbeitslose mit ihren Familien aus Durham und Sheffield werden übergebracht, mit dem Versprechen kostenloser Farmen und unbegrenzter Arbeitskraft der Eingeborenen.

Sie absolvieren einen dreimonatigen Kurs in Landwirtschaft, dann bekommen sie tausend Morgen Buschland. Sie haben keine Ahnung und wären verloren ohne die Schwarzen. Aber denen gehört das Land. Es gibt bereits großen Ärger mit den Kikuyu, und es wird zu Blutvergießen kommen. Viele der Gründer dieses geplanten neuen Ostafrika-Dominion werden sich wünschen, sie hätten ihre Heimat nie verlassen.« Er ließ sein ärgerliches belielendes Lachen hören.

David zögerte, dann sprach er mit leiser Stimme. »Einige der Dominionverwaltungen machen sich große Sorgen darüber, was unsere neue Regierung da tut. Die Kanadier und die Neuseeländer sprechen schon davon, das Empire zu verlassen. In der Verwaltung ist man sehr beunruhigt.« Dies war eine Indiskretion von David, die er sich noch vor einem Jahr nicht geleistet hätte. Er fuhr fort und sprach über Neuseelands Proteste gegen die neuen britischen Gewerkschaftsverbote. Als David fertig war, sah Geoff ihn schweigend an, dann flüsterte er: »Ich habe einen Freund, den du kennenlernen solltest.«

David durchfuhr ein ängstlicher Stich, als er merkte, dass er zu viel gesagt hatte. »Ich glaube, ihr würdet feststellen, dass ihr ähnliche Ansichten habt«, fuhr Geoff fort. »Nein, ich bin sogar ganz sicher.«

David sah ihn an. Sofort kam ihm der Gedanke, dass es sich um jemanden aus der Resistance handelte. Geoff war derart unruhig und aufgeregt, dass es eigentlich nur so sein konnte. »Ich weiß nicht«, sagte er. Dabei dachte er an Sarah, die zu Hause saß und um ihren toten Sohn trauerte.

Geoff lächelte etwas mühsam und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich will dich zu nichts überreden. Es wäre auch nur ein Gespräch mit jemandem, der – nun ja, der die Dinge so sieht wie wir. Es ist doch immer wichtig zu sehen, dass man nicht allein dasteht.«

Eigentlich hätte David gern Nein gesagt und das Thema gewechselt, hin zu Sport oder Wetter, und damit das Gespräch be-

endet. Doch dann packte ihn plötzlich eine ungeduldige Wut und zerstreute seine Bedenken.

Eine Woche später machte Geoff ihn mit Jackson bekannt. Es war Hochsommer, die Sonne brannte von einem wolkenlosen Himmel. David traf sich am Bahnhof Hampstead Heath mit Geoff, und zusammen wanderten sie den Parliament Hill hinauf. Pärchen schlenderten Hand in Hand dahin, die Frauen in hellen Sommerkleidern, die Männer mit offenem Hemdkragen und leichten Jacketts. Ganze Familien waren unterwegs. Kinder ließen ihre Drachen steigen, bunte Farbtupfer am blauen Himmel.

David hatte erwartet, dass Geoffs Freund in ihrem Alter sei, aber der Mann, der dort auf der Bank saß, war in den Fünftizigern und hatte graue Haare. Er stand auf, als er sie sah. Er war groß und korpulent, bewegte sich aber rasch. Geoff stellte ihn als Mr. Jackson vor, und dieser schüttelte David mit festem Griff die Hand. Er hatte ein großes, offenes Gesicht, wache hellblaue Augen und lächelte zur Begrüßung.

»Mr. Fitzgerald.« Davids Mutter hätte seine Art zu sprechen als affektiert bezeichnet. »Ich freue mich, Sie kennenzulernen.« Er strahlte die natürliche Selbstsicherheit eines ehemaligen Internatsschülers aus, eine Art mühelose Überlegenheit, die David, der ein staatliches Gymnasium besucht hatte, immer etwas in die Defensive trieb.

»Gehen wir ein Stück«, schlug Jackson aufgeräumt vor.

Sie gingen in Richtung Highgate Ponds. Eine Gruppe Jungen in Pfadfinderuniform versuchte sich an einer Gymnastikübung, drei von ihnen bildeten die untere Reihe, zwei weitere balancierten auf ihren Schultern, und ein sechster kletterte an ihnen hoch, um die Spitze zu bilden. Ein paar Spaziergänger sahen ihnen zu. Ein Gruppenleiter kommentierte mit leiser Stimme. »Ganz langsam jetzt, ihr müsst euer Gewicht gut verteilen, das ist das Wichtigste.«

Jackson blieb stehen und sah zu. »Du liebe Zeit«, sagte er leise. »Ich erinnere mich noch an eine Zeit, als Pfadfinder alten Damen über die Straße halfen. Jetzt gibt's nur noch Turnen und militärische Übungen. Aber natürlich haben sie Angst, dass sie sich früher oder später der Faschistischen Jugend anschließen müssen.«

»Das würde niemand akzeptieren«, sagte David. »Da würden sie ihre Söhne rausnehmen.«

Jackson ließ ein leises Lachen hören. »Wer weiß, was die Leute heutzutage noch alles akzeptieren werden?« Er machte kehrt und ging mit großen Schritten über die Wiese. Geoff und David folgten ihm. Jackson verlangsamte das Tempo und wandte sich mit leiser Stimme an David. »Geoff erzählt mir, Sie seien unglücklich darüber, was in unserem armen alten Land vorgeht.«

»Ja, das bin ich.« David zögerte, dann dachte er: *Ach, was soll's.* »Sie sind mit der Wahlfälschung davongekommen. Immer mehr Menschen werden unter Paragraf 18a festgenommen. Und mit Mosley als Innenminister – und diesen antijüdischen Gesetzen – sind wir doch bald genauso faschistisch wie das restliche Europa.« Er merkte, dass er rot wurde, als er die antijüdischen Gesetze erwähnte, und warf einen kurzen Blick auf Jackson, doch der Ältere schien es nicht bemerkt zu haben. Er nickte nur, dachte einen Moment nach und sagte dann: »Sehen Sie das schon lange so?«

»Ich denke schon. Seit Jahren hat sich das in mir angestaut. Und seit der Wahl kann ich es kaum noch ertragen.«

Jackson machte ein nachdenkliches Gesicht. »Wie ich höre, haben Sie kürzlich ein Kind verloren. Durch einen Unfall.«

David hatte nicht damit gerechnet, dass Geoff ihm von Charlie erzählen würde. Er bejahte, wobei er Geoff stirnrunzelnd ansah.

»Das tut mir sehr leid.«

»Danke.«

Jackson räusperte sich. »Geoff erzählte mir, Sie hätten im Krieg gedient.«

»Ja, in Norwegen.«

Jackson lächelte traurig. »Der Norwegen-Feldzug war Chamberlains Ende. Viele sind der Meinung, wenn Churchill damals Premier geworden wäre, hätten wir den Krieg fortgesetzt, nachdem Frankreich gefallen war. Ich frage mich, wie es dann weitergegangen wäre.«

Sie hatten ein zügiges Tempo eingeschlagen. Trotz seiner Körperfülle schien Jackson nicht außer Atem zu geraten. David fuhr fort: »Norwegen war ein Chaos. Ich sah Leute sterben, und die Deutschen schienen – einfach unbesiegbar. Als Frankreich fiel, dachte ich, wir *müssten* einfach Frieden schließen, ich hielt das Abkommen für die einzige Alternative, wenn wir schon nicht siegen konnten.«

»Und Hitler versprach, das Empire in Frieden zu lassen, was vielen großzügig erschien. Churchill dagegen meinte, das Abkommen werde trotzdem zu einer deutschen Vorherrschaft führen, und er hatte recht.« Er lächelte David an, ein freundliches, offenes Lächeln, aber sein Blick blieb hellwach. David merkte, dass er auf eine sehr englische Art und Weise getestet wurde. Jackson strahlte etwas aus, das David verriet, dass er ein Staatsbeamter war wie er selbst auch, nur in sehr viel höherer Position. Er fragte sich, wohin das alles führen würde. Jackson lächelte aufmunternd. David holte tief Luft und entschloss sich zum Kopfsprung, genau wie als Junge vom Fünfmeterbrett.

»Meine Frau ist Pazifistin«, sagte er, »und ich war immer ihrer Meinung. Sie beharrt weiterhin darauf, dass wir immerhin wenigstens den Krieg beendet haben. Auch wenn sie weiß, dass Großbritannien weiterhin billigt, was dort in Russland passiert. Ein endloses blutiges Gemetzel.«

Jackson blieb stehen und blickte hinüber zu den Highgate Ponds. Mit unverändert ruhiger Stimme sagte er: »Deutschland wird in Russland niemals gewinnen. Sie kämpfen dort schon seit elf Jahren, um ihr Ziel zu erreichen: ein deutsches Territorium, das sich von Archangelsk bis Astrachan erstreckt. Hinter dem Ural und

in Sibirien dann eine Art kapitalistischen, semikolonialen russischen Staat. Aber sie haben es bisher nicht geschafft. Jeden Sommer schieben sie sich ein bisschen weiter nach Osten vor und überqueren an manchen Stellen auch die Wolga, aber jeden Winter drängen die Russen sie wieder zurück, mit ihren neuen Kalaschnikows, die hinter dem Ural gebaut werden – Millionen von Gewehren, leicht und effizient. Und hinter den Linien halten die Partisanen das halbe Land besetzt. Es gibt Gegenden, wo die Deutschen lediglich die Städte und die Eisenbahnstrecken kontrollieren. Wissen Sie, was passierte, als sie vor zehn Jahren Leningrad eingenommen hatten?»

»Das weiß doch niemand, oder? Man hört immer nur, dass die Deutschen langsam vorankommen.«

»Nun, das tun sie eben nicht. Und was Leningrad anbetrifft, so sind die Deutschen dort gar nicht reingegangen, sie haben die Stadt lediglich belagert und ließen die Bevölkerung verhungern. Mehr als drei Millionen Menschen. Seit 1942 herrscht doch völlige Funkstille um Leningrad. Nichts, kein Pieps. Als sie Moskau einnahmen, trieben sie die Bevölkerung aus der Stadt, sperrten sie in Lager und ließen sie dort verhungern. Genauso wie die europäischen Juden. Die sollen auch alle in Arbeitslagern sein, irgendwo im Osten. Wir haben es in der Wochenschau gesehen, nette Holzhäuschen mit Geranien vor den Fenstern und Rasen davor. Aber kein englischer Jude hat jemals etwas von Freunden oder Verwandten gehört, die dort hingekommen sind: kein Brief, keine Postkarte. Nichts.«

David starrte Jackson an. *Was weiß er über mich?*, fragte er sich. Doch niemand kannte sein Geheimnis, außer seinem Vater. Es konnte wohl nur daran liegen, dass man aufgrund der neuen Gesetze jetzt mehr über die Juden sprach. Er entgegnete: »Es waren sechs Millionen Menschen, oder gar sieben, die in die Arbeitslager geschickt wurden?«

Jackson nickte ernst. »Ja. Jetzt sind nur noch unsere und ein paar von den französischen Juden übrig. Bisher war es eine Frage

von Nationalstolz und Unabhängigkeit, sie nicht gehen zu lassen, trotz des Drucks, den die Deutschen ausüben. Aber Mosley will sie loswerden, und der wird mit jedem Monat mächtiger.« Er seufzte. »Was glauben Sie, wohin uns das alles führt, Fitzgerald?«

»Ich denke, per Schubkarren geradewegs in die Hölle.«

Ein junges Paar ging vorüber. Die Frau trug eine Sonnenbrille mit weißem Rahmen und ein rosa geblühtes Kleid. Zwischen sich hielten sie ein kleines Mädchen an den Händen, das sie in die Luft schwingen; das Kind jauchzte vor Wonne. Um sie herum sprang schwanzwedelnd ein Collie. Jackson lächelte, und die Frau lächelte zurück. Die kleine Familie ging weiter, in Richtung See. Als sie außer Hörweite waren, sagte Geoff: »In Indien wird es ebenfalls immer schlimmer. Schon seit Gandhi siebenundvierzig im Gefängnis starb. Unabhängig davon, wie viele Anführer sie zusammen mit Nehru noch einsperren. Es geht immer weiter: mit Mietstreiks, dem Boykott englischer Produkte, Streiks in der Industrie bei Exportgütern für Großbritannien. Diese Meutereien in indischen Regimentern gegen ihre Offiziere – das könnte tatsächlich zum totalen Zusammenbruch führen. Und die Ironie ist, dass das Berliner Abkommen unseren Handel mit Europa eingeschränkt hat – wenn man an die Zölle denkt, die wir für Importe und Exporte zahlen müssen, nur damit Hitler Europa als unumstrittenen Markt für seine eigene Industrie nutzen kann. Aber Beaverbrooks Leute haben es schließlich nicht anders gewollt.« Er schwieg einen Moment. »Freier Handel innerhalb des Empires und Zölle auf alles andere. Sein Lebenstraum.«

»Nun ja, und jetzt hat er ihn erreicht.« Geoff ließ sein humorloses bellendes Lachen hören. »Und wir haben seit zwanzig Jahren eine Depression.«

»Im Büro habe ich gehört«, sagte David zögernd, »dass Enoch Powell zwei neue englische Divisionen zusammenstellen und nach Indien schicken will. Aber damit würde unsere Armee das Limit überschreiten, das im Abkommen festgelegt ist.«

Jackson sagte: »Wussten Sie, dass Hitler uns mal zwei SS-Divi-

sionen leihen wollte, um in Indien aufzuräumen?« *Was weiß dieser Mann?*, dachte David. *Und wer ist er?*

Jackson blickte ihn an. »Geoff sagte mir, dass Sie in der Kolonialverwaltung arbeiten.«

»Ja.« *Das geht mir zu schnell.* Er hatte Geoff schon viel zu viel erzählt.

»Chef in der politischen Abteilung, Hauptaufgabe die Organisation der wöchentlichen Sitzungen des Ministers mit den Hochkommissaren des Dominion.« Jacksons Ton war jetzt knapp und geschäftlich.

»Ja.« Die wöchentlichen Sitzungen zwischen dem Minister und den Hochkommissaren der Kolonien – Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika und, seit letztem Jahr, Rhodesien – wurden von Davids Vorgesetztem organisiert und protokolliert, wobei Davids Aufgabe hauptsächlich in der Zuarbeit bestand.

»Anwesend bei den meisten der Sitzungen?«

David antwortete nicht. Es entstand eine Pause, dann verfiel Jackson wieder in den Plauderton. »Ich höre, Sie sind im Ausland gewesen, in Neuseeland?«

»Ja. Dort hatte man mich von 44 bis 46 hingeschickt. Mein Vater hat Verwandte in Auckland, er lebt jetzt dort. Er ist nämlich auch der Meinung, dass wir hier per Schubkarren in der Hölle landen.«

»Und Ihre Mutter?«

»Sie starb, als ich noch zur Schule ging.«

»Ihrem Namen nach stammen Sie aus Irland.«

»Mein Vater kommt aus einer Rechtsanwaltsfamilie in Dublin. Er brachte meine Mutter und mich herüber, als ich drei Jahre alt war, im Unabhängigkeitskrieg.«

Jackson lächelte. »Sie sehen auch irisch aus, wenn ich das sagen darf.«

»Das finden viele.«

»Empfinden Sie Loyalität gegenüber Irland?«

David schüttelte den Kopf. »Für De Valeras Republik? Nein.

Mein Vater hasste diesen fanatischen katholischen Nationalismus.«

»Haben Sie jemals daran gedacht, bei Ihrem Vater im Kiwiland zu bleiben?«

»Ja. Aber dann entschied ich mich doch zurückzukommen. Dies ist immer noch unsere Heimat.« Und damals hatte es keine antijüdischen Gesetze gegeben, kaum Einschränkungen.

Jackson blickte über London hinweg, das unter dem blauen Himmel lag.

»Großbritannien ist ein gefährliches Pflaster geworden, wenn man aus der Reihe tanzt. Aber«, sagte er leise, »der Widerstand wächst.«

David sah Geoff an. Die Nase seines Freundes wurde langsam rot von der Sonne. Er fragte sich, wie Geoff mit seiner hellen Haut in Afrika klargekommen war. »Ja«, stimmte David zu. »Das stimmt. Und zwar schnell.«

Er fuhr fort: »So viele Menschen kommen um, auf beiden Seiten. Streikende. Soldaten. Polizisten. Es wird immer schlimmer.«

»Churchill sagte, wir müssten Großbritannien in Brand stecken«, nachdem die letzte Wahl gefälscht worden war.«

»Lebt er eigentlich noch?«, fragte David. »Ich weiß, dass illegale Schallplatten von ihm kursieren, mit denen er uns anfeuerte, Widerstand zu leisten, aber davon hat man lange nichts mehr gehört. Er muss bald achtzig sein. Seine Frau Clementine lebt nicht mehr, sie wurde letztes Jahr auf ihrem Herrensitz tot aufgefunden. Lungenentzündung. Ist das denn gerecht, dass so alte Leute ein Leben auf der Flucht führen müssen?« Er schüttelte den Kopf. »Sein Sohn Randolph ist ein Kollaborateur, er hat im Fernsehen die Regierung unterstützt. Und wenn Churchill tot ist, wer soll dann die Resistance anführen? Die Kommunisten etwa?«

Jackson bedachte David mit einem langen, abschätzenden Blick. »Churchill lebt noch«, sagte er leise. »Und die Resistance reicht noch wesentlich weiter als bis zur Kommunistischen Par-

tei.« Er nickte langsam, sah auf seine Uhr und sagte plötzlich: »Also, wollen wir zum Bahnhof zurückgehen? Meine Frau erwartet mich zu Hause. Irgendein Familientreffen.« Es dämmerte David, dass das, was Jackson mit ihm vorhatte, noch eine Weile auf sich warten lassen würde.

Auf dem Weg zum Bahnhof sprach Jackson leutselig über Cricket und Rugby, er hatte in Eton zur Schulmannschaft gehört. Zum Abschied schüttelte er David die Hand, schenkte ihm ein herzliches Lächeln und ging. Mit seltener Begeisterung drückte Geoff Davids Arm. »Er mag dich«, sagte er leise.

»Aber was hat es damit auf sich, Geoff? Warum hast du ihm so viel über mich erzählt?«

»Weil ich dachte, du hättest vielleicht Interesse, bei uns mitzumachen.«

»Wobei?«

»Um uns vielleicht irgendwann – zu helfen.« Ein schnelles, ängstliches Lächeln huschte über Geoffs Gesicht. »Aber es liegt an dir, David. Es ist allein deine Entscheidung.«

David hörte, wie Sarah in der Küche abwusch. Ärgerlich ließ sie die Teller auf dem Abtropfbrett klirren. Er wandte sich von der Treppe ab. Von Anfang an, vom ersten Kennenlernen Jacksons auf Hampstead Heath hatte seine größte Sorge ihrer Sicherheit gegolten. Eine Ehefrau, so hatten seine Kontakteleute ihm später erklärt, konnte nur in die Tätigkeit ihres Mannes eingeweiht werden, wenn sie ebenfalls vollkommen davon überzeugt war. Und obwohl Sarah die Regierung verabscheute, war sie eine Pazifistin und konnte deshalb die Resistance nicht unterstützen. Besonders nicht, seitdem es mit den Bomben und dem Erschießen von Polizisten angefangen hatte. Und seitdem empfand David einen stillen Groll ihr gegenüber, er gab ihr die Schuld dafür, dass er die schwere Last eines weiteren Geheimnisses zu tragen hatte.

3

Am darauffolgenden Sonntag traf Sarah sich in der Stadt mit Irene, um ins Kino zu gehen. Unter der Woche hatten sie miteinander telefoniert und darüber gesprochen, was am Heldengedenktag passiert war. Noch immer hatten die Nachrichten nichts darüber berichtet, es war, als seien die Attacke auf Rommel und die Verhaftungen nie geschehen.

Sie gingen ins Gaumont am Leicester Square, um sich den neuen amerikanischen Film mit Marilyn Monroe anzusehen. Der Vorfilm war wie üblich eine kitschige deutsche Operette, und danach mussten sie die per Regierungsdekret vorgeschriebene Wochenschau über sich ergehen lassen. Dazu wurde es immer hell im Saal, um das Buhen der Unterstützer der Resistance zu verhindern, sobald ein Nazipolitiker auf der Leinwand erschien. Zuerst sahen sie einen Bericht über die europäische Eugenetik-Konferenz in Berlin: Marie Stopes, wie sie in einer Säulenhalle mit deutschen Ärzten spricht. Der nächste Beitrag war eine Höllenvision: eine verschneite Landschaft, eine alte, in Lumpen gehüllte Frau, die weinend vor den rauchenden Ruinen einer Hütte steht und auf Russisch etwas ruft, neben ihr ein deutscher Soldat in Stahlhelm und Wintermantel, der versucht, sie zu trösten. Die Stimme von Bob Danvers-Walker klang ernst. »In Russland geht der Kampf gegen den Kommunismus weiter. Sowjetische Terroristen begehen unsäglich Grausamkeiten, nicht nur gegen die Deutschen, sondern auch gegen ihre eigenen Landsleute. Bei Kazan hat eine feige Gruppe sogenannter Partisanen aus dem Schutz des Waldes mit Katjuscha-Raketen ein Dorf beschossen, dessen Bewohner es gewagt hatten, deutschen Soldaten Lebensmittel zu verkaufen.« Die Kamera schwenkte von dem verbrannten Haus über das zerstörte Dorf hinweg. »Manche Russen möchten lieber vergessen, wovor die Deutschen sie getret haben: vor der Geheimpolizei, vor der Zwangsarbeit unter

Stalins Regierung mit Millionen von Menschen in arktischen Konzentrationslagern.« Es folgten die üblichen grobkörnigen Aufnahmen eines der Lager, die die Deutschen 1942 entdeckt hatten, zum Skelett abgemagerte Gestalten im tiefen Schnee, Stacheldraht und Wachtürme. Sarah wandte den Blick von den furchtbaren Bildern ab. Die Stimme des Kommentators wurde eindringlich: »Haben Sie keinerlei Zweifel, Europa wird über diese böartige asiatische Doktrin siegen. Deutschland hat Stalin besiegt und wird auch seine Nachfolger besiegen.« Zur Erinnerung wurden jetzt noch einmal die berühmten Bilder von Stalin gezeigt, wie er im Oktober 1941 nach der Eroberung Moskaus festgenommen wurde: ein untersetzter Mann, pockennarbig, mit dichtem Schnurrbart und wirrem grauen Haar, der finster zu Boden blickt, während er von lachenden deutschen Soldaten an den Armen festgehalten wird. Später war er auf dem Roten Platz öffentlich aufgehängt worden. Als Nächstes kam ein Film über die neuen deutschen Panzerkampfwagen Tiger IV mit sechs Meter langen Kanonenrohren, wie sie auf der Jagd nach Partisanen durch einen Birkenwald brechen und die jungen Bäume wie Streichhölzer umknicken, während über ihnen Hubschrauber knattern. Dann sahen sie den Abschuss einer V3-Rakete; die Kamera folgte dem langen, spitz zulaufenden Zylinder mit seinem Feuerschwanz, wie er in den Himmel aufsteigt und sich auf den Weg zu seinem Ziel jenseits des Urals macht. Das Ganze war von schmissiger Militärmusik unterlegt. Dann wechselte das Bild zu einem Beitrag über Beaverbrook, wie er in den Midlands eine nagelneue Fabrik für Fernsehgeräte eröffnet, ehe es im Saal wieder dunkel wurde und endlich der Hauptfilm anfang, in Technicolor und mit lauter Musik.

Als sie aus dem Kino kamen, neigte sich der kurze Wintertag bereits seinem Ende zu, in Geschäften und Restaurants gingen die Lichter an, gedämpft von einem feinen gelben Dunst. »Es wird neblig«, sagte Sarah. »Die Vorhersage hat es auch angekündigt.«

»In der Untergrundbahn wird man nichts davon merken«, erwiderte Irene. »Wir haben noch Zeit für einen Kaffee.« Sie ging voran über die Straße, wo sie stehen blieb, um eine Straßenbahn vorbeirattern zu lassen. Zwei junge Männer drängten sich an ihnen vorbei, sie trugen lange, weite Jacken und enge Röhrenhosen, das Haar zu fettigen Tollen hochgebürstet. In einiger Entfernung stand ein Polizist in der offenen Tür seines Unterstands und sah ihnen stirnrunzelnd nach.

»Sehen sie nicht lächerlich aus?«, sagte Irene. »Jive Boys.« Ihr Ton war verächtlich.

»Ach, das sind doch noch halbe Kinder, die wollen eben anders aussehen.«

»Diese Jacketts ...«

»Zoot Suits.« Sarah lachte. »Die kommen aus Amerika.«

»Und die Schlägerei letzten Monat in Wandsworth, mit den Jungen Faschisten?«, fragte Irene aufgebracht. »Die Messer und die Schlagringe? Da gab es Verletzte. Eigentlich halte ich nichts von körperlicher Bestrafung, aber die hatten es wirklich verdient.«

Sarah lächelte still vor sich hin. Irene war immer so leicht aufgebracht. Aber Sarah wusste, es war meistens nur Gerede, im Grunde war ihre Schwester ein warmherziger Mensch. Der Wochenschaufilm über die Eugenik-Konferenz hatte Sarah an einen Zwischenfall vor ein paar Monaten erinnert. Sie waren aus einem Kino gekommen und sahen eine Gruppe von Jungen, die ein mongoloides Kind quälten. Sie erzählten dem Jungen, dass man ihn sterilisieren würde, sobald die neuen Gesetze in Kraft wären. Und Irene, eine Unterstützerin der Rassenhygiene, war dazwischengegangen und hatte den Mob verjagt.

»Ich weiß nicht, wo dieser Terrorismus noch hinführen soll«, sagte Irene. »Hast du von der Kaserne in Liverpool gehört, die die Resistance in die Luft gejagt hat? Wobei ein Soldat ums Leben gekommen ist?«

»Ich weiß. Vermutlich würde die Resistance argumentieren, sie befände sich im Krieg.«

»Und im Krieg werden Menschen getötet.«

»Du darfst aber auch nicht alles glauben, was über die Resistance erzählt wird. Denk doch nur, wie das vertuscht wurde, was letzten Sonntag passierte.«

Sie steuerten auf ein British Corner House zu, wie alle Lyons Corner Houses jetzt hießen, seit man sie ihren jüdischen Eigentümern weggenommen hatte. Die Teestube mit ihren Spiegeln und dem glänzenden Chrom war voll mit Frauen, die sich von ihren Einkäufen erholten, aber sie fanden noch einen Zweiertisch und nahmen Platz. Die Kellnerin, in adretter weißer Schürze und Häubchen, nahm ihre Bestellung auf, und Irene sah sich um. »Ich muss mir bald mal Gedanken über meine Weihnachtseinkäufe machen. Ich weiß nicht, was ich den Jungs schenken soll. Steve redet von einer großen Hornby-Eisenbahn, aber damit will er nur selber spielen. Nanny sagt, die Jungs wünschen sich eine ganze Armee von Spielzeugsoldaten.«

»Wie geht es Nanny?«

»Sie hat immer noch diesen Husten. Ich glaube, der Kassenarzt, zu dem sie geht, taugt nicht viel, du weißt ja, wie die sind. Ich habe ihr jetzt einen Termin mit unserem Arzt besorgt. Ich befürchte, dass die Kinder sich anstecken könnten, und man merkt auch, dass es dem armen Mädchen nicht gut geht.«

»Mir graut vor Weihnachten«, Sarah klang plötzlich deprimiert. »Schon seit Charlies Tod.«

Irene legte ihre Hand auf die ihrer Schwester und zog ein zernirsichtes Gesicht. »Es tut mir leid, Liebes, ich schwätze so gedankenlos daher ...«

»Ich kann nicht erwarten, dass man Kinder vor mir nicht mehr erwähnt.«

Irenes blaue Augen waren besorgt. »Ich weiß, es ist schwer. Für dich und David ...«

Sarah nahm ihre Zigaretten aus der Tasche und bot Irene eine an. Plötzlich sagte sie voller Ärger: »Aber nach mehr als zwei Jahren sollte man doch erwarten, dass es allmählich leichter wird.«

»Kein Anzeichen einer neuen Schwangerschaft?«, fragte Irene. Sarah schüttelte den Kopf. »Nein.« Sie zwinkerte eine Träne weg. »Es tut mir leid, dass David am Sonntag diesen Streit mit Steve hatte. Er ist oft – launisch.«

»Das macht nichts. Wir waren doch alle etwas verstört.«

»Hinterher sagte er, es tue ihm leid. Aber ganz echt war das wohl auch nicht«, fügte sie traurig hinzu.

»Du und David«, sagte Irene zögernd, »ihr tut euch wohl schwer, über eure Trauer miteinander zu sprechen, oder?«

»Wir waren uns immer so nahe. Aber David ist – so unerreichbar geworden. Wenn ich daran denke – wie es zwischen uns war, als Charlie noch lebte.« Sie sah ihre Schwester an. »Ich glaube, er hat eine Affäre.«

»O mein Gott«, sagte Irene leise. »Bist du dir sicher?«

Sarah schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ich vermute es.«

Die Kellnerin kam mit einem versilberten Tablett und servierte Tee und Kekse. Irene schenkte ein und reichte Sarah die Tasse. »Warum denkst du das?«, fragte sie leise.

»Bei der Dominionverwaltung arbeitet eine Frau, die er ganz gernhat. Carol. Sie ist Angestellte in der Registratur. Ich bin ihr zwei Male bei Veranstaltungen begegnet, sie ist nicht besonders hübsch, aber intelligent, hat studiert. Und sie hat Ausstrahlung.« Sarah lachte mühsam. »Mein Gott, das hat man von mir auch mal gesagt.« Sie zögerte. »David geht manchmal an den Wochenenden ins Büro, schon seit über einem Jahr. Heute ist er auch dort. Er behauptet, sie hätten viel zu tun, und das kann durchaus sein, jetzt, da das Verhältnis zu den Kolonien so schwierig geworden ist. Aber manchmal geht er auch abends weg, angeblich in den Tennisclub, um mit seinem Freund Geoff zu spielen. Sie haben jetzt eine Halle. Er sagt, er braucht das zur Entspannung.«

»Vielleicht stimmt das.«

»Eher, als bei mir zu Hause zu sitzen, vermutlich, verdammter Kerl«, sagte Sarah ärgerlich, doch dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, so meine ich das nicht.«

Irene zögerte. »Warum denkst du, dass er sich für diese Frau interessiert?«

»Sie interessiert sich für ihn. Das habe ich gemerkt, als wir uns begegneten.«

Irene lächelte. »David sieht gut aus. Aber er hat sich doch nie – einen Seitensprung erlaubt, oder? Was man von Steve hingegen nicht sagen kann.«

Sarah blies Rauch aus. »Letztes Mal sagtest du mir, du habest ihm gedroht, dich von ihm zu trennen und die Jungen mitzunehmen.«

»Das habe ich. Und ich glaube, das hat ihn aufgeschreckt, du weißt, wie er die Jungen liebt. Mich ja auch, auf seine Art. Sarah, du denkst doch aber nicht daran, dich von David zu trennen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich liebe ihn mehr denn je. Eigentlich traurig, findest du nicht?«

»Natürlich nicht. Aber, meine Liebe, das klingt wirklich nicht danach, als hättest du einen Grund für dein Misstrauen.« Sie sah ihre Schwester scharf an. »Oder doch? Bei Steve war es das fremde Parfüm an seinem Kragen, das ihn letztes Mal verraten hat.«

»Vor ein paar Wochen, als es kälter wurde, bat David mich, seinen Wintermantel zur Reinigung zu bringen. Ich habe die Taschen geleert, wie ich es immer tue – er lässt oft Taschentücher darin. Da fand ich eine gebrauchte Eintrittskarte für eins dieser Lunchkonzerte, die in Whitehall in verschiedenen Kirchen stattfinden. Und auf der Rückseite stand ein Name – ihr Name, Carol Bennett. Sie muss sie reserviert haben.«

»Vielleicht gingen sie mit einer ganzen Gruppe hin. Hast du ihn danach gefragt?«

»Nein.« Sarah schüttelte den Kopf. »Ich bin feige«, fügte sie leise hinzu.

»Du bist noch nie feige gewesen«, sagte Irene mit Nachdruck. »War das Konzert an einem Sonntag?«

»Nein, es war an einem Wochentag.« Sarah holte tief Luft. »Und dann, letzten Donnerstagabend, als David angeblich Ten-

nis spielte, rief ich im Club an, um ihn zu sprechen; ich wollte nur prüfen, ob er tatsächlich dort war. Ihm nachspionieren, wenn du so willst. Nun ja, und er war nicht dort.«

»Oh, Schätzchen«, sagte Irene. »Was wirst du tun? Ihn damit konfrontieren?«

»Vielleicht sollte ich das, aber sieh mal ...« Sarah zerkrümelte den Keks auf ihrem Teller. »Ich habe Angst, denn wenn ich recht habe, könnte dies das Ende unserer Ehe bedeuten. Und wenn ich nicht recht habe, könnte es uns noch weiter auseinanderbringen. Du siehst also, ich *bin* ein Feigling.« Sie runzelte die Stirn. »Aber ich kann auch nur ein gewisses Maß ertragen. Es geht mir ununterbrochen im Kopf herum, wenn ich den ganzen Tag allein in diesem verdammten Haus sitze.«

»Hast du nicht noch mal darüber nachgedacht, eventuell wieder als Lehrerin zu arbeiten?«

»Als verheiratete Frau wird man doch nicht genommen.« Sarah seufzte. »Na ja, wenigstens habe ich meine ehrenamtliche Arbeit. Das Komitee zur Beschaffung von Weihnachtsgeschenken für die Kinder Arbeitsloser trifft sich nächste Woche. Da komme ich aus dem Haus. Aber davon gehen meine Sorgen auch nicht weg.«

»Schätzchen, du solltest dich aber auch nicht durch einen Verdacht verrückt machen lassen. Denn mir scheint, das tust du.«

»Ich beobachte ihn weiter. Ich werde auch etwas sagen, aber ich muss mir erst sicher sein.« Flehend sah sie ihre Schwester an. »Ich würde doch sonst alles aufs Spiel setzen.«

Es war schon dunkel und leicht neblig, als sie das Corner House verließen. Die nassen Straßenbahnschienen glänzten im Licht der Straßenlaternen. Sie umarmten sich zum Abschied. Sarah ging zur Untergrundstation; falls die Züge pünktlich fahren, könnte sie das Abendessen fertig haben, bis David um halb acht nach Hause kam. Die Straßen belebten sich, alle trugen Wintermäntel, die Männer mit Melonen, Mützen und Homburgern,

die Frauen mit Kopftüchern oder den großen, tellerförmigen Federhüten, die dieses Jahr Mode waren. Vor dem Eingang der Untergrundstation Leicester Square schrubbten ein paar Männer an einem großen »V« aus weißer Farbe, dem Symbol der Resistance. V für »Victory«. Irgendjemand musste es nachts heimlich dort hingemalt haben.

Das Haus war kalt, als Sarah ankam. Sie blieb in dem kleinen Flur stehen, mit dem Garderobenständer und dem großen Tisch, auf dem das Telefon stand, daneben eine große bunte Regency-Vase, die einst Davids Mutter gehört hatte. Als Charlie zu laufen begann, hatten sie sie sicherheitshalber wegschließen müssen.

Als Sarah zwischen den Kriegen ins Erwachsenenalter kam, hatte sie sich als Lehrerin für eine selbstständige Frau gehalten. Ehe sie mit dreiundzwanzig Jahren David kennenlernte, hatte sie sich gelegentlich Sorgen gemacht, dass sie vielleicht eine alte Jungfer bleiben würde, nicht etwa, weil sie für Männer nicht attraktiv genug gewesen wäre, sondern weil sie die meisten Männer einfach zu langweilig fand. Während des Krieges 1939–40 hatte sie sich oft gefragt, ob die Frauen nicht unabhängiger würden, weil ihre Männer eingezogen waren. Doch hinterher war alles wieder wie früher, und nun sorgte die Politik dafür, dass die Frauen zu Hause blieben, um den Männern nicht die Arbeitsplätze wegzunehmen.

Irene hatte immer als die Schönheit in der Familie gegolten, aber Sarah war auch hübsch mit ihren blauen Augen und der kleinen, geraden Nase, und durch ihr eckiges Kinn wirkte ihr Gesicht stark und entschlossen. Sie hatte sich nie verliebt, ehe sie bei einem Ball im Tennisclub David kennenlernte. Er hatte ihr Herz im Sturm erobert, wie es in Liebesromanen heißt. Ein Jahr später waren sie verheiratet, und sie war mitgegangen, als er für zwei Jahre nach Neuseeland geschickt wurde. Als sie zurückkamen, war sie schwanger mit Charlie. Manchmal vermisste sie

ihre Arbeit, aber sie liebte ihr Kind und freute sich bereits auf weitere, die folgen würden.

Charlie war ein intelligenter, fröhlicher, aber leicht erregbarer Junge, der früh lief und rasch lernte. Er hatte Sarahs blondes Haar und sah ihr auch sonst ähnlich, doch gelegentlich nahm sein Gesicht einen ernsten Ausdruck an, genau wie manchmal bei ihrem Mann. Doch mit seinem Sohn ging David derart spielerisch und fast kindlich um, dass sie oft gerührt war. Er kam so früh wie möglich von der Arbeit nach Hause, dann saßen sie Hand in Hand da und sahen zu, wie Charlie neben ihnen am Boden spielte.

Die Treppe zum ersten Stock war ziemlich steil, und sie mussten unten und oben Sicherheitsgitter anbringen, worüber der lebhaft kleine Junge in Protestgeheul ausbrach, weil sie seinen Freiheitsdrang einschränkten. Eines Tages, er war fast drei Jahre alt, ging Sarah ins Schlafzimmer, um sich zu schminken, ehe sie einkaufen ging. Sie hatte Charlie mit nach oben genommen und das Gitter hinter sich wieder geschlossen. Draußen schneite es, der Baum und die Ligusterhecke im kleinen Vorgarten lagen schon unter einer dicken weißen Decke, und Charlie konnte es kaum noch erwarten, in den Schnee zu springen. Er war auf den Treppenabsatz hinausgegangen und rief: »Mami, Mami, ich will den Schnee sehen!«

»Gleich. Warte noch einen Moment, Liebling!«

Kurz darauf hörte sie es poltern, ein paar kleine Schreie und dann einen dumpfen Aufschlag, worauf es so totenstill wurde, dass sie das Blut in ihren Ohren rauschen hörte. Einen Moment saß sie wie gelähmt auf ihrem Stuhl, dann rief sie: »Charlie!«, und rannte hinaus in den Flur. Das Gitter am oberen Ende der Treppe war geschlossen, aber als sie nach unten blickte, sah sie Charlie mit ausgestreckten Armen und Beinen am unteren Ende liegen. Erst vor zwei Tagen hatten sie und David darüber gesprochen, wie groß er geworden war und sie aufpassen mussten, dass er nicht drüberkletterte.

Sarah rannte nach unten, gegen alle Vernunft hoffend, aber noch ehe sie unten ankam, sah sie an der völligen Reglosigkeit seiner Augen und an der Art, wie sein Kopf verdreht war, dass Charlie tot war, Genickbruch. Sie hob seinen kleinen Körper auf und hielt ihn fest. Er war noch warm, und sie hielt ihn in den Armen, in dem wilden, irrationalen Gefühl, dass er, solange sie ihn an ihren warmen Körper drückte, nicht kalt werden und irgendwie wieder zum Leben erwachen würde. Später, nachdem sie endlich den Notdienst angerufen hatte und David vom Büro nach Hause gekommen war, hatte sie ihm erklärt, warum sie Charlie so lange in den Armen gehalten hatte, und David hatte es verstanden.

Sarah schüttelte sich, zog den Mantel aus und drehte die Zentralheizung auf. Sie zündete den Kamin an, dann ging sie in die Küche und schaltete das Radio ein, aus dem flotte Tanzmusik erklang. Sie fing an, das Abendessen vorzubereiten. Trotz allem, was sie zu Irene gesagt hatte, wusste sie, dass sie noch nicht mutig genug war, David mit Fragen zu konfrontieren.

4

David war an jenem Sonntagnachmittag ebenfalls nach London gefahren. Er hatte Schlüssel und Kamera aus dem verschlossenen Schubfach genommen und samt seinem Personalausweis in der Innentasche seines Jacketts verstaut. Zwei Jahre als Spion hatten ihn risikobereit und hart gemacht, obwohl er sich manchmal im Netz all der Lügengespinste völlig verloren vorkam.

Es waren nicht viele Fahrgäste unterwegs, ein paar Schichtarbeiter und Leute, die sich vielleicht mit Freunden verabredet hatten. Unter seinem Mantel trug David ein Sportjackett und

eine Flanellhose; wer am Wochenende ins Büro ging, durfte zwanglos erscheinen.

Ihm gegenüber saß eine Frau und las die *Times*. Die Zeitung war von Beaverbrook kurz vor seiner Ernennung zum Premier aufgekauft und in sein Zeitungsimperium integriert worden. Jetzt gehörte ihm fast die Hälfte aller Zeitungen im Lande, und Lord Rothmeres *Daily Mail*-Rennstall hatte einen Großteil dessen geschluckt, was noch übrig war. »Was nun, Amerika?«, fragte eine Schlagzeile über einem Bild des neu gewählten Adlai Stevenson mit ernstem, nachdenklichem Gesicht. »Zwölf Jahre lang hat Amerika sich unter republikanischen Präsidenten um seine eigenen Angelegenheiten gekümmert. Wird Stevenson, genau wie Roosevelt, so naiv sein und sich dazu hinreißen lassen, sich in europäische Angelegenheiten einzumischen?« Das wird sie aufrütteln, stellte David mit Befriedigung fest. Im Moment lief nichts nach ihren Wünschen. In einem weiteren Artikel wurde darüber spekuliert, ob die Krönung der Königin im nächsten Jahr irgendwie mit der Feier zu Hitlers Jubiläum kombiniert werden könne. Es wären genau zwanzig Jahre nach seiner Machtergreifung in Deutschland, wo man riesige Feierlichkeiten plante, noch größer als die italienischen Feiern Anfang des Jahres zu Mussolinis dreißigstem Regierungsjahr.

Nach seiner Ankunft in Westminster ging er Richtung Whitehall. Es war ein nasskalter Nachmittag. Die wenigen Passanten auf der Straße duckten sich tief in ihre abgewetzten Mäntel. David hatte in den letzten zehn Jahren beobachtet, wie die Menschen immer schäbiger gekleidet und einsamer aussahen. Ein Poster vom Festival des Empire in Greenwich letztes Jahr hing rußbeschmutzt von einer Plakatwand, darauf ein junges Paar, das vor der Kulisse einer hügeligen Landschaft einem Kind beim Füttern eines Kalbes half. »*Ein glückliches neues Leben in Afrika.*«

Die Dominionverwaltung lag an der Ecke Downing Street. David sah den Polizisten vor Nummer 10. Der Berg von Kränzen

am Fuße des Cenotaph sah jetzt traurig und zerfleddert aus. Er ging die Treppe hinauf. Über der Tür war ein Fries mit einem Panorama des Empire: Afrikaner mit Speeren, Inder mit Turbanen und viktorianische Staatsoberhäupter bunt gemischt, alle vom Londoner Ruß geschwärzt. Das große Vestibül drinnen war leer. Sykes, der Portier, nickte ihm zu. Ein älterer Mann, aber mit scharfen Augen.

»Tag, Mr. Fitzgerald. Müssen Sie wieder am Sonntag arbeiten, Sir?«

»Ja. Die Pflicht ruft, fürchte ich. Sonst noch jemand da?«

»Der Staatssekretär, im Obergeschoss. Sonst niemand. Manchmal kommt jemand am Samstag zur Arbeit, aber sonntags nur selten.« Er lächelte. »Ich weiß noch, Sir, wie ich hier anfang. Damals kamen Untersekretäre oft erst um elf. Und am Wochenende war nie jemand anwesend, außer den Beamten, die hier wohnten.« Er schüttelte den Kopf.

»Das Empire fordert seinen Preis«, sagte David und erwiderte sein Lächeln. Er trug sich ins Tagebuch ein. Sykes griff hinter sich ans Schlüsselbrett und gab David den nummerierten Schlüssel zu seinem Büro. Er ging zum Aufzug. Ein altes Modell, das manchmal zwischen den Stockwerken stecken blieb. David fragte sich, ob das hundert Jahre alte Kabel vielleicht eines Tages reißen könnte und alle Passagiere in den Tod stürzen würden. Knarrend und ächzend fuhr er hoch in den zweiten Stock. Er zog das schwere Gitter zur Seite und trat hinaus. Vor ihm war die Registratur mit einer langen Theke, an der die Beamten sich während der Woche unendlich viele Aktenordner abholten, die sie quittierten und später wieder zurückbrachten. Hinter der Tür zum Schreibraum hörte man sonst das Klappern der Schreibmaschinen. Am Ende der Theke stand Carols leerer Schreibtisch vor einer Tür mit Milchglasscheiben und der Aufschrift *Zutritt nur für befugtes Personal*. David warf einen kurzen Blick darauf, dann wandte er sich um und ging den langen Gang hinunter. Merkwürdig, wie die Schritte hallten, wenn man allein hier war.

Sein Büro bestand aus der Hälfte eines großen viktorianischen Zimmers, das elegante Kranzgesims war durch einen Raumteiler abgeschnitten. Mitten auf seinem Schreibtisch lag der dicke Ordner des Hochkommissars. Auf dem Deckel klebte die vorläufige Tagesordnung, die er für Hubbard zusammengestellt hatte, mit einer Anmerkung in dessen winziger Schrift. *Haben wir schon diskutiert. Müssen Montag noch mal drüber sprechen.*

David zog seinen Mantel aus und nahm die winzige silberne Kamera aus der Tasche. Es war paradox, dass sie ausgerechnet aus Deutschland kam, eine Leica, nicht viel größer als eine Swan-Vestas-Streichholzschachtel. Damit konnte man Dokumente selbst bei Lampenlicht fotografieren. Als er die Kamera erhielt, war sie für ihn etwas ganz Außerordentliches gewesen, wie ein Ding aus einem Science-Fiction-Roman, doch inzwischen hatte er sich an sie gewöhnt. Er zündete sich eine Zigarette an, um seine Nerven zu beruhigen.

Als David und Geoff sich nach dem Treffen auf Hampstead Heath das nächste Mal im Tennisclub trafen, fragte David: »Dieser Jackson ist doch im Staatsdienst, habe ich recht?«

Über Geoffs Gesicht lief ein kurzes Zucken, eine Mischung aus Ärger und Schuldgefühl. »Das kann ich dir nicht beantworten, mein Lieber, das musst du verstehen, aber ich kann es einfach nicht.«

»Er wusste eine ganze Menge über mich. Gibt es einen besonderen Grund, warum er sich für mich interessiert?«

»Das kann ich dir ebenfalls nicht beantworten. Erst musst du dich entscheiden, ob du bereit bist, uns zu unterstützen.«

»Ich unterstütze euch doch. Oder meinst du damit, ob ich bereit bin, für euch zu *arbeiten*?«

»Mit uns. Die Sache nimmt Fahrt auf, jetzt, da wir illegal sind«, sagte Geoff mit einem kurzen, sarkastischen Lächeln. »Vielleicht hast du das schon bemerkt.«

Im Radio hatte David gehört, die britische Resistance sei eine

landesverräterische Organisation und die Öffentlichkeit verpflichtet, all ihre Aktivitäten zu melden. Er hatte die neuen Plakate gesehen, sie zeigten ein Bild Churchills als Minister 1939–40, in schwarzem Anzug und Homburg und mit einem Maschinengewehr, die Unterschrift lautete »Gesucht – tot oder lebendig«. Er trat näher an Geoff heran und fragte leise: »In den Nachrichten hört man von illegal Streikenden, die bewaffnet sind, und von diesem gepanzerten Polizeifahrzeug, das in Glasgow in die Luft gejagt worden ist, stimmt das alles?«

»Sie haben die Wahl manipuliert«, sagte Geoff mit Nachdruck. »Und sie haben uns den Krieg erklärt. Du weißt ja, was Krieg bedeutet.«

»Ich war nie ein Pazifist wie Sarah.« David schüttelte den Kopf. »Aber falls ich mit euch zusammenarbeiten würde, würde ich alles riskieren. Mein Leben und auch das Leben meiner Frau.«

»Wenn sie es nicht wüsste, dann nicht.« Sie schwiegen eine Weile. »Ist schon in Ordnung, David«, sagte Geoff. »Ich weiß, du hast Verpflichtungen.«

»Ich hasse das alles«, sagte David leise.

Geoff sah ihn an. »Möchtest du Jackson wiedersehen?«

David holte tief Luft. »Ja«, sagte er schließlich.

Gegen Ende 1950, nachdem sie sich einige weitere Male getroffen hatten, eröffnete Jackson David, er sei für die Resistance als Spion innerhalb der Dominionverwaltung vorgesehen. Die beiden saßen in einem Privatzimmer eines exklusiven Clubs in Westminster.

»Wir brauchen Informationen darüber, was die Regierung denkt und tut. Nicht nur in der Innenpolitik, sondern auch in der Außen- und Kolonialpolitik. Schließlich war der Kernpunkt des Abkommens von 1940, dass Hitler Europa bekommen sollte und wir das Empire behalten. Und es auch entwickeln, in einem Maße wie nie zuvor, als Ausgleich für den Verlust des euro-

päischen Markts.« Er lächelte traurig. »Also Rückzug ins Empire. Dieser alte Traum der politischen Rechten, Beaverbrooks Traum.«

»Aber wir haben alles dafür getan, dass uns das Empire hasst.«

»Ja, das haben wir.« Wieder dieses traurige Lächeln. Jackson blickte David lange und intensiv an. »Die Resistance hat Leute in der Indienverwaltung und in der Kolonialverwaltung sitzen. Zum Beispiel hat es seit 1942 in Bengalen drei Hungersnöte gegeben, von denen wir nie etwas gehört haben. Wir brauchen jemanden, der uns sagt, wie es in den Dominions läuft. Das weiß das Empire. Wir wissen, dass Kanada, Australien und Neuseeland mit den politischen Entwicklungen hier alles andere als einverstanden sind, nur den Südafrikanern scheint es gleichgültig zu sein. Wir wollen wissen, wie die großen afrikanischen Siedlungsprogramme laufen, die Pläne für die neuen Dominions in Ostafrika und Rhodesien. Diese Informationen könnten Sie uns beschaffen, auch die Papiere. Es gäbe regelmäßige Treffen, an denen ich selbst teilnehmen würde, zusammen mit unserem Mann aus der Indienverwaltung und dem Burschen aus der Kolonialverwaltung.«

»Aus der Kolonialverwaltung, das wäre Geoff, nicht wahr?«, fragte David. *Und du bist vom Außenministerium*, dachte er. Jackson antwortete nicht.

»Ich stehe nicht so hoch in der Hierarchie, dass ich einfach Papiere aus dem Büro mitnehmen kann.«

Jackson nickte mit seinem großen grauen Kopf und lächelte auf seine typische Art, halb vertraulich, halb herablassend. »Da gibt es Mittel und Wege.«

»Was für Wege?«, fragte David. Im Nachhinein wurde ihm klar, dies war der Moment, in dem er sich unwiderrufflich darauf eingelassen hatte.

Jackson sagte: »Also werden Sie mitmachen?«

David zögerte ein wenig, dann nickte er. »Ja.«

Jackson schenkte ihm ein warmes Lächeln. »Ich danke Ihnen«, sagte er und drückte David fest die Hand.

Und nach und nach lernte David, dass die Resistance überall Leute untergebracht hatte, in Fabriken, in den Verwaltungen, auf dem Lande. Sie organisierten Proteste, Plakataktionen, Streiks und Demonstrationen. Es gab Gegenden, zum Beispiel Bergarbeiterdörfer und entlegene Landstriche, wo sie das Sagen hatten und die Polizei sich nur als Gruppe hineintraute. Die Zeit des passiven Widerstands war vorbei, die Polizei, die Armee und ihre Gebäude – sie alle bildeten legitime Angriffsziele. Und sie waren mit Widerstandsgruppen auf dem gesamten europäischen Kontinent vernetzt. Sie hatten überall ihre Spione, »Schläfer«, die in den Behörden des ganzen Landes nur darauf warteten, gerufen zu werden.

Kurz danach, als sie sich erneut im Club trafen, sagte Jackson: »Es wird Zeit, dass wir Sie mit der Wohnung in Soho bekannt machen.«

»Warum in Soho?«

»Soho ist ein günstiger Treffpunkt, dort fällt niemand auf.« Er lächelte. »Wenn wir auf der Straße jemandem aus dem Staatsdienst begegnen, würde er denken, wir sind in ähnlicher Mission wie er unterwegs, und darüber würde er kaum reden wollen, nicht wahr?«

In der folgenden Woche besuchte David diese Wohnung zum ersten Mal, eines Abends nach der Arbeit. Es war ein merkwürdiges Gefühl, am Piccadilly Circus aus der Untergrundbahn zu steigen und Richtung Soho zu gehen. Die Adresse befand sich in einer engen Gasse, eine Tür, von der die Farbe abblätterte, neben einem italienischen Café. Dort sah er zwei Jive Boys vor einer Jukebox stehen, aus der diese fürchterliche amerikanische Rock-'n'-Roll-Musik dröhnte. In den Zeitungen las man, die Jukebox sei der Tod der Livemusik und sollte verboten werden. Er klopfte an. Man hörte, wie jemand eine Treppe herunterkam, dann öffnete sich die Tür. In dem schwachen Licht, das aus dem Flur fiel, sah David eine hübsche Frau mit dunklem Haar. Sie trug einen

losen Kittel, der mit Farbe bespritzt war. Sie sah ihn mit ihren grünen orientalischen Augen an und sagte brüsk: »Kommen Sie mit nach oben.« Sie sprach mit einem leichten Akzent, den David nicht zuordnen konnte.

Er folgte ihr die schmale Treppe nach oben, wo es nach Feuchtigkeit und altem Gemüse roch, in ein Studio, einen großen Raum, in dem ringsum Bilder an der Wand und auf Staffeleien standen, am anderen Ende ein Bett und eine winzige Küchenzeile. Die Bilder waren Ölgemälde, gekonnt ausgeführt. Einige zeigten Stadtszenen, enge Straßen und Barockkirchen, auf anderen sah man Schneelandschaften mit Bergen im Hintergrund. Auf einem Bild sah man rot bespritzte Gestalten im Schnee liegen, Blut, wie David feststellte. Sofort musste er an Norwegen denken, wo deutsche Flugzeuge eine Kolonne britischer Soldaten angegriffen hatten, die in Todesangst durch den Schnee gestolpert war.

Geoff und Jackson saßen zu beiden Seiten eines elektrischen Heizgeräts. Geoff lächelte verlegen. Die Frau sprach als Erste. »Willkommen, Mr. Fitzgerald. Ich bin Natalia.« Ihr Lächeln war freundlich, aber nicht ganz offen. Im Licht wirkte sie etwas älter, als David sie zunächst eingeschätzt hatte, Mitte dreißig vielleicht, mit winzigen Krähenfüßen um die schmalen Augen, deren Winkel sich leicht nach oben zogen. Sie hatte langes, glattes, braunes Haar, einen breiten Mund und ein spitzes Kinn.

»Hier werden wir uns immer treffen. Unsere kleine Empiregruppe.« Jackson blickte Natalia mit großem Respekt an, was David überraschte. »Natalia ist absolut vertrauenswürdig«, sagte er. »Wenn ich nicht da bin, vertritt sie mich. Nur wir treffen uns hier, sonst niemand, abgesehen von unserem Mann aus der Indienverwaltung.«

»Ich verstehe.«

»Gut.« Jackson legte die Hände auf die Knie. »Tee für alle? Natalia, würdest du so gut sein?«

Das Erste, worüber sie an diesem Abend Ende 1950 sprachen,

war, wie David sich Zutritt zu dem Raum verschaffen könnte, in dem die vertraulichen Akten aufbewahrt wurden. David konnte sich nicht vorstellen, wie er dort hineinkommen sollte, denn die einzigen Angestellten, die einen Schlüssel besaßen, waren Dabb, der Registrar, und die Frau, die den Raum mit den Geheimakten verwaltete, Miss Bennett. Beide mussten ihre Schlüssel beim Portier abgeben, wenn sie das Gebäude verließen.

»Den Schlüssel selbst brauchen wir nicht«, sagte Jackson entschieden, »nur die Nummer auf dem Anhänger. Sie wissen doch, dass auf allen eine vierstellige Nummer eingraviert ist, damit man, falls ein Schlüssel verloren geht, die Nummerierung in den Unterlagen der staatlichen Verwaltung wiederfindet.«

»Alle Aktenschränke des Staatsdienstes samt der Schlüssel werden in den Schlosserbetrieben der Verwaltung hergestellt«, erklärte Geoff. »Als die Gesetze von 48 in Kraft traten, nach denen keine Juden mehr im Staatsdienst arbeiten durften, mussten diese jüdischen Angestellten alle gehen, aus Sicherheitsgründen.«

»Ich weiß.« David erinnerte sich daran, wie er damals, als im Parlament abermals ein antijüdisches Gesetz verabschiedet wurde, nachts neben seiner schlafenden Frau gelegen hatte, mit weit offenen Augen und geballten Fäusten.

Jackson fuhr fort: »Einer von den Schlossern war ein älterer Jude, der damals auch entlassen wurde. Er ist zu uns übergelaufen und hat die Spezifikationen für alle Schlüssel mitgebracht. Wir benötigen also nur die Nummer des Schlüssels zum Aktenraum, und er kann uns eine Kopie anfertigen.« Er grinste. »Diese dämlichen Juden können uns also tatsächlich manchmal eine Hilfe sein.«

»Aber wie komme ich an die Nummer?«, fragte David.

Jackson und Geoff tauschten einen Blick. »Können Sie uns ein wenig über Miss Bennett erzählen?«

»Sie kam 1939–40, als man wegen des Krieges in der Verwaltung Frauen einstellte.«

Jackson nickte. »Ich denke oft, dass diese Frauen, die nach dem Abkommen an ihrer Arbeitsstelle geblieben sind, sich ziemlich fehl am Platze vorkommen müssen. Natürlich alle unverheiratet, denn sonst hätten sie gehen müssen. Wie ist Miss Bennett denn so?«

David zögerte. »Eine nette Frau. Etwas gelangweilt, vermute ich, von ihrer Tätigkeit unterfordert.« Er dachte an Carol, an ihren Schreibtisch hinter der Theke mit den braungelben Aktenordnern, die alle ein großes rotes X und die Aufschrift »Geheim« trugen. In ihrem Aschenbecher glomm meistens eine Zigarette.

»Hübsch?«, fragte Jackson.

Plötzlich merkte David, wo die Sache hin führen sollte, und spürte, wie es ihm eng um die Brust wurde. »Eigentlich nicht.« Carol war hochgewachsen und hager, mit großen braunen Augen und dunklem Haar, Nase und Kinn lang und schmal. Sie kleidete sich gut, immer mit einem Farbkleck, einer Brosche oder einem bunten Halstuch, eine winzige Auflehnung gegen die Ansicht, dass Frauen im Staatsdienst sich unauffällig zu kleiden hatten. Aber er hatte sich nie im Geringsten zu ihr hingezogen gefühlt.

»Interessen? Hobbys? Freunde? Was macht sie, wenn sie nicht arbeitet?«

»Ich habe nur ein paarmal mit ihr gesprochen. Ich glaube, sie geht gern in Konzerte. Sie hat einen Spitznamen, wie viele der untergeordneten Kollegen.« Er zögerte. »Man nennt sie den Blaustrumpf.«

»Also möglicherweise einsam.« Jackson lächelte ermunternd. »Wie wäre es, wenn Sie sich mit ihr anfreunden, vielleicht gelegentlich mit ihr zum Lunch ausgingen? Sie könnte sich geschmeichelt fühlen, wenn ein gut aussehender, gebildeter Mann wie Sie sich für sie interessiert. Dann könnten Sie es vielleicht so einrichten, dass Sie den Schlüssel mal zu sehen bekommen.«

»Schlagen Sie vor, ich soll ...« Er blickte von einem zum anderen. Natalia sah ihn mit einem etwas traurigen Lächeln an.

»Das Mädchen verführen?«, sagte sie. »Im Idealfall nicht. Das könnte Klatsch und Schwierigkeiten nach sich ziehen, Sie sind schließlich verheiratet.«

Jackson sah ihn an. »Aber Sie könnten sich mit ihr anfreunden, ihr ein bisschen was vorgaukeln.«

David schwieg. Natalia sagte: »Wir alle müssen jetzt Dinge tun, die wir lieber nicht täten.«

Also freundete David sich mit Carol an. Wenn er Akten herausnehmen oder zurückgeben wollte, ging er stets ans Ende der langen Theke und nutzte die Gelegenheit, mit ihr zu plaudern. Das war leicht, denn Carol war nicht sonderlich beliebt in der stauigen, spießigen Atmosphäre der Registratur und war froh, sich mit jemandem zu unterhalten. Er hatte wie beiläufig bemerkt, dass er gehört habe, sie sei in Oxford gewesen, genau wie er. Sie erzählte, sie habe im Somerville College Englisch studiert, ihre große Liebe gelte jedoch der Musik, nur habe sie leider zu wenig Talent für ein Instrument besessen. Er erfuhr, wie einsam sie war, mit nur zwei Freundinnen und ihrer schwierigen alten Mutter, um die sie sich kümmerte.

Sie hatten David gesagt, er könne sich ruhig Zeit lassen, aber dann war es Carol, die einen Monat später etwas zögerlich die Initiative ergriff. Sie sagte, sie gehe manchmal zu den Lunchkonzerten in den umliegenden Kirchen, und fragte, ob er nicht Lust hätte, irgendwann mal mitzukommen. Er hatte Interesse an Musik vorgetäuscht und sah ihr an, dass sie hoffte, er würde zusagen.

Und so gingen sie zu einem Konzert. Hinterher, bei einem schnellen Imbiss in einem British Corner House, fragte Carol: »Mag deine Frau auch Musik?«

»Sarah geht im Moment nicht gern aus.« David zögerte. »Wir haben Anfang des Jahres unseren kleinen Sohn verloren. Es war ein Unfall im Haus.«

»O nein!« Man sah ihr die Erschütterung an. »Das tut mir furchtbar leid.«

David konnte nicht antworten, seine Kehle war wie zugeschnürt. Vorsichtig streckte Carol die Hand nach Davids Hand aus. Er zog sie scharf zurück, und sie errötete leicht. »Entschuldigung«, sagte er.

»Ich verstehe.«

»Es hilft, wenn man in der Mittagspause rauskommt und etwas anderes macht.«

»Ja. Ja, natürlich.«

Danach kamen weitere Konzerte, weitere schnelle Mittagessen. Sie erzählte von den Problemen mit ihrer Mutter. Und wenn sie zusammen in den Konzerten saßen, sorgte sie dafür, dass sie sich berührten. Er hasste den Gedanken daran, was er ihr möglicherweise antat. Aber seine Überzeugung für die Resistance hatte sich verfestigt, und auch er wurde langsam kompromissloser. In Soho erfuhr David mehr über die Realität hinter der Propaganda in der Presse und bei der BBC; über die Streiks und Ausschreitungen in Schottland und Nordengland, über das Chaos in Indien und die unendlichen Grausamkeiten des Kriegs der Deutschen gegen Russland. Er sah das wachsende Selbstbewusstsein der Schwarzhemden auf der Straße, wenn die Juden, kenntlich gemacht durch ihre gelben Abzeichen, mit niedergeschlagenen Augen vorbeischlichen.

Es wurde Januar, ehe er es endlich schaffte, einen Blick auf den Schlüssel zu werfen. David hatte bemerkt, dass Carol ihn in ihrer Handtasche verwahrte, ihn aber immer dem Portier übergab, wenn sie das Haus verließ. Vor ihrem letzten Konzert jedoch schien sie ein wenig abgelenkt. Beim Lunch erzählte sie, ihre Mutter sei momentan besonders schwierig und habe sie beschuldigt, Geld aus ihrer Börse gestohlen zu haben, was absurd war, da Carols Gehalt ohnehin für den Unterhalt beider sorgen musste. Sie fürchtete, die alte Dame würde senil.

Er überlegte, wie er es anstellen könnte. In der folgenden Woche schlug er ein weiteres Konzert vor, diesmal in Smith Square. Carol stimmte begeistert zu. Er sagte, er werde auf dem Heimweg

die Tickets besorgen. Am Tag des Konzerts ging er zu ihr an den Schreibtisch. Sie teilte gerade eine Geheimakte in zwei Ordner auf. Sorgfältig transferierte sie die Dokumente von einer Mappe in die andere. Wie immer vermied David es mit Bedacht, einen Blick darauf zu werfen. Sie war gut geschult, und wie auch immer sie ihn einschätzen mochte, sie hätte es gemerkt. »Freust du dich auf das Konzert?«, fragte er.

Ihre Augen leuchteten. »O ja. Es wird bestimmt schön.«

»Welche Plätze haben wir?«

Sie lächelte verwirrt. »Du hast doch die Karten.«

»Nein, nein, ich habe sie dir gegeben.«

Sie starrte ihn an. »Wann denn?«

»Gestern. Ich bin ganz sicher.«

Sie schloss sorgfältig den Aktenordner, nahm ihre Handtasche und öffnete sie auf dem Schreibtisch, wie er gehofft hatte. Sie nahm ihre Geldbörse heraus und beugte sich darüber, um in allen Fächern nachzusehen. Die Tasche lag offen da. David blickte sich schnell um, aber niemand beachtete sie – ihre Freundschaft war kein Thema für den Büroklatsch mehr –, und Dabb, der Registrator, war mit einer Akte beschäftigt. David beugte sich vor, gerade weit genug, um in die Tasche zu linsen. Er sah eine Puderdose, eine Schachtel Zigaretten und den Schlüssel mit dem Metallanhänger. Er kniff die Augen zusammen und las die eingravierte Nummer: 2342. Er trat in genau jenem Moment zurück, als Carol von ihrer Geldbörse aufsaß.

»Hier sind sie nicht.« Ihre Stimme klang ängstlich.

David zog seine Brieftasche heraus und sah nach. Mit überaschtem Gesicht zog er die Karten hervor. »Oh, das tut mir schrecklich leid. Sie waren doch hier drin. Entschuldige bitte, Carol.«

Sie stieß einen erleichterten Seufzer aus. »Einen Augenblick dachte ich schon, ich drehe auch durch, mit all den Sorgen um Mutter.«

Auf dem Weg zurück zu seinem Büro musste David an der

Herrentoilette haltmachen. Er ging in eine Kabine und übergab sich heftig. Zusammengekrümmt und keuchend stand er da. Das Erbrechen löste die fast unerträgliche Spannung, die er verspürt hatte, seit ihm die Nummer bekannt war, aber sein Schuldgefühl verminderte es nicht.

Und so gewöhnte er sich an, am Wochenende in sein Büro zu gehen und Dokumente aus den Geheimgakten zu fotografieren. Er traf sich mindestens einmal im Monat in Soho mit Jackson, Geoff – der tatsächlich der Agent der Resistance aus der Kolonialverwaltung war – und Boardman, einem hochgewachsenen, hageren Mann aus der Indienverwaltung, alter Etonzögling wie Jackson. Die geheimen Gespräche in der schäbigen Wohnung zogen sich über Stunden hin, während nebenan eine Prostituierte – ebenfalls Unterstützerin der Resistance – ihr Gewerbe ausübte, wobei die Schreie und das Poltern manchmal durch die Wand zu hören waren.

David erfuhr nach und nach mehr darüber, wie instabil das faschistische Europa war. Die Depression und die Verpflichtung, trotz alledem den gigantischen, endlosen deutschen Krieg gegen Russland zu finanzieren, bluteten die europäischen Länder aus, während der Zwangs-Arbeitsdienst für Deutschland die jungen Männer Frankreichs, Italiens und Spaniens buchstäblich in die Berge trieb. Auf der anderen Seite der Welt war Japan in seinen Krieg mit China ebenso hoffnungslos verstrickt wie Deutschland in Russland. Die Strategie gegen die Chinesen war die gleiche wie die deutsche gegen die Russen und konnte durch die drei »alles« zusammengefasst werden: alles töten, alles niederbrennen, alles zerstören. Jackson – von dem David nun wusste, dass er zum Außenministerium gehörte – hatte kürzlich erzählt, die Gerüchte, Deutschland sei in politischen Schwierigkeiten, entsprächen der Wahrheit. Der Grund, weshalb Hitler sich nie öffentlich zeigte, lag darin, dass er durch seine Parkinson-Krankheit schwer beeinträchtigt war. Er sei kaum noch fähig, Entscheidungen zu treffen, und

halluzinierte, dass Juden mit Kippa und Schläfenlocken ihn aus den Zimmerecken angrinsten. Halluzinationen waren manchmal ein Symptom für das letzte und schwerste Stadium der Krankheit. Nach Görings Tod durch Schlaganfall im letzten Jahr hatte er Goebbels zu seinem Nachfolger ernannt, aber dieser hatte viele Feinde. Fraktionen aus Militär, Naziartei und SS hatten sich gegenseitig verschworen und bekämpften sich.

Auch über die Resistance erfuhr er Neues. Es war ein Bündnis aus Sozialisten und Liberalen mit traditionellen Konservativen wie Jackson und Geoff, die den faschistischen Autoritarismus hassten und traurig zur Kenntnis nehmen mussten, dass die Idee des Empire versagt hatte. Sie wuchs ständig weiter an und musste Gewalt anwenden, um den Polizeistaat zu destabilisieren.

Natalia war immer anwesend, aufmerksam zuhörend, ständig rauchend. David wusste nicht, wo sie politisch stand. Er wusste nur, dass sie ein Flüchtling aus der Slowakei war, einer entlegenen Ecke im Osten Europas, ihm gänzlich unvertraut. Bei den Zusammenkünften sagte sie wenig, aber wenn sie etwas sagte, brachte sie es stets auf den Punkt. Im Laufe der Zeit bemerkte er, dass sie ihn dabei anblickte wie Carol, wie auch Sarah ihn einst angesehen hatte. Er reagierte nicht darauf, aber etwas an ihrer Art, die aufmerksam und engagiert, gleichzeitig aber irgendwie entwurzelt wirkte, berührte ihn.

Er drückte seine Zigarette aus. An diesem Sonntag musste er ein paar Dokumente für die nächste Sitzung des Hochkommissars kopieren, in der es um eine mögliche militärische Hilfe Südafrikas für Kenia ging. Dann musste er ein Geheimdokument fotografieren, von dem er bisher nur gehört, es aber noch nicht gesehen hatte – über Kanadas Uranlieferung an die USA für deren Entwicklung von Nuklearwaffen. Es war bekannt, dass auch die Deutschen an Nuklearwaffen arbeiteten, aber bisher mit geringem Erfolg. Neben allen anderen Schwierigkeiten fehlte ihnen Uran. Sie förderten es im ehemaligen Belgisch-Kongo, hatten

aber eine riesige Lieferung verloren, da die Belgier sie noch kurz vor Unterzeichnung des Friedensabkommens von 1940, in dem die Kolonie Deutschland zugeschlagen wurde, in die Vereinigten Staaten verschifft hatten. David musste außerdem versuchen, so viel wie möglich über die Drohung Neuseelands, das Empire zu verlassen, in Erfahrung zu bringen. Dabei musste er an seinen Vater denken, der sich dort sehr wohlfühlte und David und Sarah ständig bat, ihm nachzuzufolgen. Seufzend steckte David die Kamera in die Tasche, nahm den dicken Ordner des Hochkommissars und verließ den Raum.

Leise ging er den Korridor entlang. Er hätte die Dokumente des Hochkommissars auch in seinem Büro ablichten können, aber Papiere fotografierte man am besten bei hellem Lampenlicht, und der Raum, in dem die Geheimdokumente aufbewahrt wurden, war mit einer hellen Schreibtischlampe ausgestattet. In der Registratur öffnete er die Klappe in der Theke und ging hindurch zu Carols Schreibtisch. Ihr Aschenbecher quoll von Kippen über. Er ging zur Tür mit den Milchglasscheiben, zog sein Schlüsselduplikat heraus und schloss auf.

Der Raum war ziemlich klein, in der Mitte stand ein Tisch, rundum waren Regale voller Ordner. Inzwischen fand er sich in dem Ablagesystem sehr gut zurecht. Auf dem Schreibtisch stand die Bürolampe mit ihrer starken Birne.

Er legte den Ordner des Hochkommissars auf den Tisch und nahm die braungelben Umschläge heraus, die alle ein diagonales rotes Kreuz aufwiesen. Es dauerte eine Stunde, bis er die Dokumente gefunden hatte, die er brauchte. Schnell überflog er sie, um zu prüfen, ob sie relevant waren, dann zog er sie heraus und legte sie ordentlich auf den Tisch, zusammen mit den relevanten Dokumenten aus dem Ordner des Hochkommissars. Er arbeitete effizient, ruhig, sehr leise, immer ein Ohr offen für Geräusche von draußen. Dann knipste er die Schreibtischlampe an und fotografierte die Dokumente, eins nach dem anderen. Als er fertig war, schaltete er das Licht aus, schob die Kamera wieder in

die Jackentasche und fing an, die Geheimdokumente in die Ordner zu sortieren, die auf dem Tisch lagen.

Er war zur Hälfte fertig, als er eine laute Stimme vor der Tür hörte, die seinen Namen nannte. Er erstarrte, noch immer eins der geheimen Dokumente in der Hand.

»Fitzgerald ist nicht in seinem Büro.« Es war die tiefe Stimme seines Chefs, Archie Hubbard. »Ich bin hier unten in der Registratur. Sie wissen, dass das Telefon in meinem Büro nicht funktioniert. Das hatte ich schon einmal reklamiert.« David merkte, dass Hubbard vom Telefon der Registratur aus mit dem Portier sprach, und zwar wie immer, wenn es sich nicht um einen Verwaltungsangestellten handelte, wie zu einem schwachsinnigen Kind. »Sind Sie ganz sicher, Sie haben ihn reinkommen sehen?« Er hörte ihn ein paarmal brummen, schließlich: »In Ordnung. Auf Wiederhören.« Es folgten ein paar entsetzliche Minuten der Stille, ehe er vernahm, wie Hubbard leise davonging.

Am Tisch stand ein Stuhl, und David musste sich setzen. Er zwang sich, ruhig zu bleiben. Hubbard kam gelegentlich am Wochenende ins Büro, um zu arbeiten, und offenbar hatte der Portier ihm gesagt, David sei ebenfalls im Hause. Er musste in Davids Büro gewesen sein und war dann in die Registratur gegangen, um zu telefonieren.

Er musste so schnell wie möglich in sein Büro zurück, Hubbard hatte ihm vielleicht eine schriftliche Nachricht hinterlassen. Er würde sagen, er sei auf der Toilette gewesen. Hubbard war viel zu penibel, um dort nach ihm zu suchen. So schnell er konnte, legte David die Papiere in die Ordner zurück. Eigentlich prüfte er immer ein zweites Mal, ob alles am richtigen Ort war, aber jetzt war keine Zeit dafür. Er stellte die Ordner an ihre Plätze. Dann holte er tief Luft, schloss die Tür auf, trat aus dem Zimmer und schloss hinter sich ab.

Hubbard hatte in Davids Büro tatsächlich eine Nachricht für ihn hinterlassen. *Wie ich höre, sind Sie da. Könnte ich bitte die Akte des Hochkommissars noch einmal sehen. A.H.*

David klemmte sich den Ordner unter den Arm, eilte nach draußen und nahm die Treppe zum nächsten Stockwerk, zu Hubbolds Büro.

Archie Hubbard war ein kleiner, untersetzter Mann mit schütterten weißen Haaren. Dicke Brillengläser vergrößerten seine Augen, sodass man seinen Gesichtsausdruck schlecht einschätzen konnte. Er und David waren vor drei Jahren zur gleichen Zeit zur politischen Abteilung gewechselt. Für David war es eine ranggleiche Versetzung gewesen, eigentlich hätte ihm längst eine Beförderung zugestanden. Aber er wusste, dass man ihn, auch wenn er als zuverlässig und gewissenhaft galt, für nicht ehrgeizig genug hielt. Hubbard dagegen war stolz gewesen auf seine Beförderung zum Stellvertretenden Staatssekretär. Er war eitel, aufgeblasen und pedantisch, aber gleichzeitig ein scharfer Beobachter. Wenn politische Fragen diskutiert wurden, führte er gern paradoxe Beispiele an und spielte verschiedene Ansichten gegeneinander aus.

David klopfte an Hubbolds Tür. Eine tiefe Stimme rief »Herein«, und er bemühte sich um ein unbekümmertes Lächeln, als er eintrat.

Hubbold bedeutete seinem Assistenten, sich zu setzen. »Also leisten Sie auch Überstunden.«

»So ist es, Mr. Hubbard. Ich wollte nur sicherstellen, dass die Tagesordnung vollständig war. Ich sah Ihre Nachricht. Tut mir leid, ich war auf der Toilette.« David klopfte auf den Ordner unter seinem Arm. »Sie wollten dies hier sehen?«

Hubbold lächelte leutselig. »Wenn Sie es sich noch mal ansehen haben, dann bin ich sicher, dass alles in bester Ordnung ist.« Er griff in seine Tasche, zog ein kleines silbernes Döschen heraus und klopfte sich zwei kleine braune Pulverhäufchen auf den Handrücken. Viele der älteren Staatsbeamten pflegten eine kleine persönliche Exzentrizität, und Hubbard schnupfte Tabak wie ein Gentleman des achtzehnten Jahrhunderts. Er schnupfte schnell, dann seufzte er befriedigt und blickte David an. »Sie

dürfen es sich aber nicht zur Gewohnheit machen, am Wochenende zu arbeiten, Fitzgerald. Was soll Ihre Frau von uns denken, wenn Sie ständig in der Tretmühle stecken?»

»Ab und zu macht es ihr nichts aus.« Hubbard hatte Sarah bei gelegentlichen Feiern im Büro kennengelernt. Auch er war mit seiner Frau da gewesen, einer aufdringlichen, taktlosen Person, welche die Unterhaltung an sich riss, zum offensichtlichen Ärger ihres Mannes. »Das Beieinandersein ist *de bene esse* einer guten Ehe, wissen Sie.« Wie so viele im Staatsdienst liebte Hubbard es, seine Gespräche mit lateinischen Einsprengseln zu würzen.

»Das stimmt, Sir«, erwiderte David, dessen Stimme unwillkürlich kühl geworden war.

In offiziellem Ton sagte Hubbard: »Wir sind gebeten worden, ein Treffen zu arrangieren. Eine etwas heikle Sache. Einige der SS-Leute aus der deutschen Botschaft möchten mit den entsprechenden Vertretern des Südafrika-Hauses zusammenkommen, um zu untersuchen, ob die Aspekte der Apartheid sich auch auf die russische Bevölkerung anwenden ließen. Könnten Sie das morgen in die Wege leiten? Es ist nur eine bilaterale Sache, im Moment noch auf ziemlich niedriger Ebene. Und bitte, schweigen Sie darüber.«

David glaubte, ein angewidertes Zucken auf Hubbolds Gesicht zu sehen, als er die SS erwähnte. Aber er hatte keine Ahnung, wo Hubbard politisch stand, wenn er überhaupt eine dementprechende Position vertrat. Alle politisch Verdächtigen waren schon vor Jahren aus dem Staatsdienst entfernt worden, zusammen mit den Juden. Die Beamten hatten früher untereinander auf eine neutrale, intellektuelle Art und Weise permanent über Politik diskutiert, aber jetzt vermieden sie es, auch nur die Spur einer persönlichen Überzeugung preiszugeben, außer bei wirklich vertrauenswürdigen Freunden.

»Ich werde morgen mit den Südafrikanern sprechen.« Er verließ Hubbolds Büro, und seine Hände zitterten, als er den Korridor entlangging.

Kurz vor sechs war er zu Hause. Sarah saß am Kamin und strickte. Er hielt ihr einen großen Strauß Herbstastern entgegen, den er auf dem Heimweg an einem Blumenstand gekauft hatte. »Friedensangebot«, sagte er. »Für letzten Sonntag. Ich war ein Esel.«

Sie stand auf und küsste ihn. »Danke. Hattest du ein gutes Tennisspiel?«

»Es war nicht schlecht. Ich habe meine Sachen zum Waschen dort gelassen.«

»Wie geht es Geoff?«

»Ziemlich gut.«

»Du siehst müde aus.«

»Ist nur die Anstrengung. Wie war der Film?«

»Sehr gut.«

»Es wird neblig draußen.« Er zögerte. »Wie geht es Irene?«

»Ihr geht es gut.« Sarah lächelte. »Wir haben am Piccadilly ein paar Jive Boys gesehen, das hat sie ein bisschen in Fahrt gebracht.«

»Das kann ich mir vorstellen.« *Wie schrecklich steif wir uns doch unterhalten*, dachte er. Einem plötzlichen Impuls folgend sagte er: »Hör mal, wollen wir nicht den Flur und die Treppe neu tapezieren?«

Sie schien sich zu entspannen vor Erleichterung. »O David, wenn wir das machen könnten!«

Er zögerte, dann sagte er: »Irgendwie hatte ich Angst – wenn wir das tun, dann könnten wir ihn vergessen.«

Sie umarmte ihn. »Wir werden ihn nie vergessen. Das weißt du doch. Niemals.«

»Vielleicht vergisst man mit der Zeit alles.«

»Nein. Auch wenn wir eines Tages wieder ein Kind haben sollten, würden wir Charlie nie vergessen.«

David erwiderte: »Ich wünschte, ich könnte an Gott glauben. Könnte glauben, dass Charlie weiterlebt, in einer anderen Welt, die nach dem Tod folgt.«

»Das wünschte ich mir auch.«

»Aber wir haben nur dieses eine Leben, nicht wahr?«
»Ja«, sagte sie und lächelte tapfer. »Nur dieses eine. Und wir müssen das Beste daraus machen.«

5

Frank saß am Fenster und blickte hinaus in den Garten der psychiatrischen Klinik, auf den aufgeweichten Rasen und die leeren Blumenbeete. Es regnete schon seit dem frühen Morgen, dicht und unablässig. Das Medikament, das sie ihm hier gaben, Largactil, beruhigte ihn, und er war zumeist müde. Bei der Aufnahme hatten sie ihm eine ziemlich hohe Dosis verabreicht, aber nachdem sie ihn stabilisiert und auf die Station verlegt hatten, war die Dosis herabgesetzt worden. Jetzt wurden die Perioden dumpfer Ruhe manchmal von schlagartigen Erinnerungsattacken unterbrochen: die Schule; Mrs. Baker und ihr »Geistführer«; wie seine Hand verkrüppelt wurde. Er hegte den Verdacht, dass sich sein Körper an die Arznei gewöhnte, sodass deren Wirkung nachließ, aber er wollte nicht wieder zurück zu der höheren Dosierung, denn sein Kopf musste klar genug bleiben, um sein Geheimnis bewahren zu können.

Man hatte ihn an diesem Montagmorgen in einen kleinen Seitenraum neben dem großen Krankensaal verlegt, zum Teil, weil er den anderen Patienten gegenüber Angst empfand, aber auch, um dem grauenvollen Zigarettenrauch zu entkommen. Frank hatte niemals geraucht. In der Schule durfte er es nicht wagen, hinter dem Heizungsraum zu rauchen wie die anderen Jungen, und so hatte er die Tabakleidenschaft verpasst, wie vieles andere. Die Patienten bettelten das Pflegepersonal ständig um Tabak an, eine dünne Woodbine oder auch nur einen Kippenstummel. Die Zimmerdecken waren schon ganz braun gequalmt. Er saß in

einem Sessel, der, wie alle Krankenhausmöbel, alt, riesengroß und schwer war. Seine rechte Hand schmerzte, was sie oft tat, wenn es regnete; der Schmerz durchzuckte die zwei lädierten Finger, die zu Krallen geschrumpft waren.

Nachdem Frank vor drei Wochen in diese Klinik gebracht worden war, hatte er sich gewundert, dass die Fenster nicht vergittert waren. Aber als das Polizeiauto, mit dem er gekommen war, durch die Tore fuhr, hatte er auf der Innenseite hinter der hohen Mauer einen breiten Wassergraben bemerkt, der dank einer Ligusterhecke vom Gebäude aus nicht sichtbar war. Einer der Patienten auf der Aufnahmestation, ein Mann mittleren Alters mit kreidebleichem, zerfurchtem Gesicht und wirrem Haar, hatte ihm gesagt, er werde ausbrechen, den Wassergraben durchschwimmen und über die Mauer klettern. Laut Gesetz sei man, wenn man aus einer Nervenheilanstalt entkommen und innerhalb von vierzehn Tagen nicht aufgegriffen wurde, wieder frei. Frank musterte den Mann in seiner grauwohlenen Krankenhauskluft, die noch unförmiger aussah als seine eigene. Selbst wenn ein Entkommen gelingen sollte, was er bezweifelte, hätte er keinen Ort, wo er hingehen könnte. Nach allem, was in seiner Wohnung passiert war, würden die Nachbarn sofort die Polizei rufen, sobald er sich blicken ließ.

So war es auch während der Schulzeit gewesen – kein Ausweg, nirgends. Die Tore standen zwar immer offen, aber er wusste genau: Wenn er jemals weglaufen würde, es fertigbrächte, das düstere schottische Hochland hinter sich zu lassen und sein Elternhaus in Esher zu erreichen, hätte seine Mutter ihn unverzüglich zurückgebracht. Die Nervenklinik erinnerte ihn ständig an die Gräuel der Schule – den Schlaftsaal mit den eisernen Bettgestellen, die Mitschüler in ihren Uniformen, die ihn zumeist ignorierten. Eine reine Männerwelt; wie alle Nervenkliniken war auch diese hier in einen Teil für Männer und einen für Frauen geteilt, beide streng voneinander getrennt. Aus den Blicken, mit denen die Patienten ihn ansahen, schloss Frank, dass alle wuss-

ten, was er getan hatte, vielleicht hatten sie sogar Angst vor ihm. Auch das Personal erinnerte ihn an seine Lehrer; dieser schroffe, militärische Ton und die sofortige brutale Reaktion, sobald jemand Schwierigkeiten machte. Frank hatte jahrelang versucht, nicht mehr an seine Schule zu denken, aber jetzt wurde er permanent daran erinnert. Wobei die Schule allerdings noch schlimmer gewesen war als das hier.

An diesem Nachmittag hatte Frank einen Termin beim Chefarzt Dr. Wilson, in dessen Sprechzimmer im Aufnahmegebäude. Er verspürte keinerlei Lust darauf, am liebsten wäre er in diesem ruhigen Zimmer geblieben. Manchmal kamen andere Patienten herein, aber heute war er allein. Er hoffte, man würde ihn vergessen – manchmal wurden Termine von Patienten vergessen –, doch nach einer Stunde ging die Tür auf, und ein junger Mann mit Schildmütze und der braunen Uniform eines Oberpflegers kam herein. Frank hatte ihn bisher noch nie gesehen. Er war klein und untersetzt, mit schmalen Gesicht und imposanter Nase, die irgendwann einmal übelst gebrochen worden war. Braune wache Augen, in der Hand einen großen, eingerollten Regenschirm. Freundlich lächelnd nickte er Frank zu. Frank war überrascht, denn die meisten Pfleger behandelten die Patienten wie ungehorsame Kinder.

»Frank Muncaster?«, fragte der Pfleger mit breitem schottischen Akzent. »Wie geht's?« Franks Gesicht verzog sich zu einem maskenhaften Grinsen, bei dem er alle seine Zähne zeigte, wie ein Schimpanse. Ein schottischer Akzent konnte ihm die Fassung rauben, denn er erinnerte ihn an seine Schule. Aber der Akzent des Pflegers klang ganz anders als die gedehnten Vokale und das rollende »R« der Edinburger Mittelklasse, die man in Strangmans überwiegend gehört hatte; er sprach schnell, seine Worte gingen ineinander über, ein kehliger, aber für Frank weitaus weniger bedrohlich klingender Akzent.

Der Pfleger riss kurz die Augen auf, die übliche Reaktion,

